Opr. 454 (2

Erfahrungen

von

Johann Georg Büsch

Professor in Hamburg.

Zweiter Band.

Hamburg, 1790

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

80/24536

IV.

Fragmente

über die

Erziehung eines Prinzen

zum

künftigen Geschäftsmann.

Vorbericht.

Die Veranlassung zur Bearbeitung einer im Allgemeinen schon in so manchen Schriften abgehandelten Materie ist mir aus meiner kurzen Teilnehmung an dem Campischen Revisionswerk der Entziehung entstanden. Meinen Vorsaz, zu demselben eine Abhandlung über die Erziehung eines Prinzen beizutragen, machten die ersten ins Publicum gegebenen Nachrichten von dieser Unternehmung bekannt. Allein sehr bald machten mir andre Geschäfte jene Teilnehmung unmöglich. Indessen hatte ich bereits den Anfang zu dieser Arbeit gemacht, und mögte sie immerhin zur Einverleibung in jenes Revisionswerk abgegeben haben, wenn nicht Herr Raht Campe selbst, wie Er mir schriftlich bezeugte, bei dem Anschwellen jenes

Werks zu so vielen Bänden, es gerahten gefunden hätte, den Entwurf desselben auf gewisse Weise einzuschränken. Ich habe dann auch selbst so, wie ich weiter fortarbeitete, mich auf den Gesichtspunct eingeschränkt, wie der Prinz durch seine Erziehung zum ersten Geschäftsmann in seinem Staate vorzubereiten sei. So wenig als ich hiebei den Blick von allen übrigen Tugenden und und Fähigkeiten ganz abwenden konnte, welche man dem Prinzen durch die Erziehung mitzuteilen sucht, so wenig mögen auch gute Schriften ähnlichen Inhalts es vergessen haben, von der in demselben zu bewirkenden Lust und Fähigkeit zu Geschäften zu handeln. Mögen, sage ich. Denn ich kann nicht umhin zu gestehen, daß ich keine dieser Schriften seit kurzem, und keine überhaupt so ernsthaft gelesen habe, daß ich jezt entscheiden könnte, ob Eine, oder welche derselben sich hinlänglich darauf eingelassen habe.

Man wird sagen, ich hätte sie lesen müssen, ehe ich an diese Arbeit gieng. Aber ich gehe gar zu gern meinen eigenen Gang, wenn ich in dem Nachdenken über praktische Dinge in den Erfahrungen meines Lebens, in meiner Welt- und Menschenkenntnis so weit gelangt bin, daß ich hinlängliche Kraft in mir zu fühlen glaube, um über dieselben schreiben zu können. Ich besorgte, zu sehr in diesem Gange gestört zu werden, wenn ich neben meiner Arbeit viele Schriften lesen würde, in deren einigen die Sache unter moralischen Erdichtungen dargestellt wird, in andern aber, ohne den ausdrücklichen Vorsaz und Angabe einer Erdichtung doch zu viel idealisches, zu manche Foderung oder Voraussetzung erscheint, welche man an die Fürsten unsrer Zeit nicht bringen darf, auch wenn sie aufs wärmste wünschen, die Erziehung ihres Nachfolgers aufs beste gelingen zu sehen. Solcher An-

sinnungen wird man in meinen Vorschlägen keine finden. Ohne an irgend einem Hofe gelebt zu haben, weiß ich doch genug von der höfischen Lebensweise, und erwarte nicht, daß man dieselbe an irgend einem Hofe ganz umändern werde, um die so wichtige Erziehung eines Prinzen desto sicherer gelingen zu machen. Aber wenn ich rahte, von dem gar zu steifen Cerimoniel hie und da etwas aufzugeben, und die Bande der strengen Etikette zu lösen, um den Gang des Geistes eines Prinzen etwas freier zu lassen, so ist dies nichts mehr, als was ohne diese Rücksicht schon von so vielen weisen Prinzen unsrer Zeit geschieht.

Ich habe nie einen Prinzen zu erziehen gehabt, auch nie zu einem solchen Zweck das geringste mittelbar beigetragen. Aber seit zwanzig Jahren beschäftige ich mich mit der Ausbildung und bei einigen auch

mit der Erziehung junger Leute zu Geschäftsmännern. Ich habe Erfahrungen-genug über die Schwierigkeiten gesammelt, welche die frühe Verwöhnung an ein gewisses Wolleben, der Wunsch und die Hofnung, diesem zu seiner Zeit ohne Zwang sich überlassen zu können, die Hinaussicht auf ein reiches Erbteil, und der Stolz auf den Rang und die Würden der Väter bei Jünglingen aus den bessern Volksclassen diesem Zweck entgegen setzen. Der Unterschied zwischen meinen Erfahrungen und denen eines Prinzenerziehers ist vom kleinern auf das grössere. Aber meiner Erfahrungen sind der Zahl nach weit mehr, als sie der Erzieher eines einzelnen Prinzen gehabt haben kann; und zu richtigen Resultaten gelangt man doch gewiß besser durch viele, als durch wenige Erfahrungen.

Die Ueberschrift Fragmente habe ich nicht etwan deswegen meiner Arbeit gege-

ben, weil es einer von den jezt gewöhnlichen Modetiteln ist. Es ist blos deswegen geschehen, weil ich nicht glaube, Vollendung derselben versprechen zu können, auch wenn ich erfahren solte, daß man dieselbe wünsche.

Eben deswegen, weil es Fragmente sind und vermuhtlich bleiben werden, hielt ich es für das gerahtenste, sie nach und nach in einer oder der andern Deutschen Periodischen Schrift abdrucken zu lassen. Ein Fragment erschien bereits vor zwei Jahren in dem Braunschweigischen Magazin. Vor einem Jahre bestimmte ich alles bisher vollendete für das Neue Deutsche Museum. Der Anfang mit dessen Abdrucke war bereits in dem 5ten und 6ten Stücke gemacht, als mir der auch bald von dessen Herrn Redactör gebilligte Gedanke einfiel, daß meine Arbeit bereits zu stark angewachsen sei, und die zu lange

dauernde Fortsezung derselben in einer Monatsschrift, deren erste Empfehlung Mannigfaltigkiet sein muß, nicht wol Statt haben könne. Auch würde der schwache Zusammenhang, der doch wirklich zwischen diesen Bruchstücken besteht, in diesem Wege der Herausgabe zu sehr unterbrochen worden sein. Ich habe daher alles, was ich bis jezt vollendet habe, in dieser Sammlung mit einander zusammen gestellt.

Aber wie gehört eine Abhandlung von so eingeschränktem Inhalt, Erziehung eines Prinzen, und zwar nur in einem einzelnen Gesichtspunkt, in diese Sammlung, in die Sammlung von Erfahrungen eines einzelnen Mannes? Zu allen Zeiten haben Schriften dieses Inhalts sehr viele Leser gefunden, von denen vielleicht nicht der Hunderte Anteil an der Erziehung eines Prinzen hatte, oder ihn zu bekommen hoffen

konnte. Denn es ist jeder bürgerlichen Gesellschaft gar zu sehr daran gelegen, wie Prinzen erzogen werden, und wer dann auch gar keinen Raht dazu jemals geben darf, glaubt doch Hofnungen, die für ihn etwas angenehmes haben, schöpfen zu können, je besser ihm der Raht vorkömmt, welchen Schriftsteller wagen zu dieser wichtigen Angelegenheit zu geben. Denn er glaubt, wenigstens von den guten Fürsten seiner Zeit annehmen zu dürfen, daß dieser Raht doch auch bis an sie gelangen und, wo nicht ganz, doch zum Teil von ihnen befolgt werden werde. Uns Deutschen wird dies wichtiger, als jeder andern Nation. Unsre Nation zählt der Regenten mehr als Ein Hundert von den Churfürsten herab, die daneben eine Königs-Crone ziert, bis zu dem weisen mir persönlich unbekannten aber so sehr geprieseenen Reichsgrafen, der im Norden des Brocken sein kleines Volk als Vater re-

giert, ist es hier tausenden, dort Millionen, insgesamt Deutschen wichtig, daß deren Söhne ihren guten Vätern gleich, oder besser, als ihre früh verwahrloseten Väter erzogen werden.

Ob mein Raht, ob meine Vorschläge besser, als die meiner Vorgänger sind, ob sie das Glück haben mögten, von denjenigen gelesen und geprüft zu werden, welche mit jenem wichtigen Geschäfte sich wirklich befassen, das wird nicht von mir abhängen.

In wie fern diese Bruchstücke das Resultat meiner Erfahrungen sind, habe ich bereits gesagt. Habe ich denn gleich vieles in dieselben ziehen müssen, was meine Erfahrungen nie gewesen sind, und nie werden konnten, so glaube ich doch der Erfahrung überhaupt mehr treu geblieben zu sein, als die meisten meiner

Vorgänger. Wenigstens habe ich manchen Gedanken, manchen Vorschlag wieder bei Seite gesezt, wenn ich ihn schon aufs Papier tragen wollte, dann aber einsah, daß er zu viel Idealisches hätte, oder in dem noch bestehenden Gange des höfischen Lebens keiner Ausführung fähig sein mögte.

Erstes Fragment.

Von der Erziehung eines Prinzen in seiner ersten Kindheit.

Ich rechne zur Kindheit hier blos den Teil menschlicher Lebenszeit, in welchem der Mensch noch unfähig ist, von denen Verhältnissen sich eine auch nur klare Vorstellung zu machen, in welchen er mit der übrigen menschlichen Gesellschaft steht, folglich auch noch nicht mit solchen Dingen beschäftigt werden kann, welche auf diese Verhältnisse und seine künftige Bestimmung irgend einige Beziehung haben. In den niedern Volksclassen kömmt es auf die Bestimmung der genauen Grenzlinie zwischen der Kindheit und dem Knabenalter nicht so sehr an, als in den höhern Volksclassen, insonderheit bei den Regierern der Erde.

In jenen wird die Bestimmung eines Kindes oft spät festgesetzt, oft durch Zufälle verändert, und folglich haben sie auch wenig andre bestimmte Verhältnisse zu den übrigen Menschen, als die des jüngern zu dem ältern, des schwächern zu dem stärkern, des unweiseren zu dem weiseren. Allein die Bestimmung eines Prinzen ist von seiner Geburt an ausgemacht, und folglich sind es auch seine Verhältnisse zu den übrigen Menschen. So lange er selbst davon noch keine andre als dunkle Begriffe hat, ist von keiner andern Erziehung und Leitung desselben die Rede, (wenn man nämlich nach der besten Erziehung fragt,) als derjenigen, durch welche man überhaupt gesunde und gute Menschen aus Kindern zu ziehen sucht. Sobald aber der Prinz von sich blicken läßt, daß er von seiner Bestimmung bessere, als dunkle Begriffe habe, dann ist er das Kind nicht mehr, dessen Erziehung noch der von den Kindern niederer Stände ähnlich bleiben dürfte. Dann muß er schon geleitet werden, damit seine

Vorstellungen von dieser Bestimmung nicht irre gehen. Dann muß man schon ihn auf eine Art zu beschäftigen anfangen, die ihn für diese Bestimmung wenigstens von ferne vorbereite. Von diesem Zeitpunct an soll mir der Prinz ein Knabe heissen, und nur bis an diesen sollen die wenigen Anmerkungen gehen, für welche ich diesen Abschnitt bestimme.

Ich will nichts von der körperlichen Erziehung eines Prinzen in dieser ersten Periode seines Lebens sagen. Denn ich denke nicht, daß die Vorsorge, die Pflege und die ganze Verfahrungsart, durch welche man überhaupt den zarten Körper eines Kindes zu nähren, zu erhalten und eines längern Lebens fähig zu machen sucht, anders beschaffen sein dürfe, wenn dieser Körper eine fürstliche, als wenn er eine niedrigere Seele zum Bewohner hat. Ich müßte also entweder meinen Aufsaz durch eine Abhandlung von der körperlichen Erziehung überhaupt ausdehnen, oder ich werde von dieser Sache hier ganz schweigen

dürfen. Nur einige Anmerkungen werden mir hier erlaubt sein.

Die Gefahr der Verzärtelung ist für einen Prinzen grösser, als für Kinder aus geringeren Ständen. Wenn diese verzärtelt werden, so ist es gewöhnlich die Schuld unverständiger Eltern. Doch wirken die Wärterinnen deren Vorschriften aus Bequemlichkeit, oder weil sie es mit andern Kindern schon anders gewohnt sind, entgegen, oder weil ihnen die beständige Einsperrung mit einem Kinde nicht ansteht, das man nicht einmal an die frische Luft gebracht wissen will. Bei fürstlichen Kindern aber ist dies gerade umgekehrt Wenn auch dessen Eltern anders darin denken, und keine Vorschriften geben, die auf Verzärtelung abzielen, so wird die Aengstlichkeit derer Personen, die mit dessen Wartung beladen sind, sie gewiß dahinein leiten. Der Plaz, den sie bei diesem Geschäfte haben, ist ihnen wichtiger und einträglicher, als jeder Wärterin eines andern Kindes der ihrige. Sie

sehen ihr Glück als von dem Leben des Fürstenkindes abhängend an, und werden immer lieber zu viel, als zu wenig, in der Vorsorge für dies ihnen so wichtige Kind tuhn wollen. Es ist also sehr nohtwendig, sie aus dieser Aengstlichkeit herauszusetzen. Das beste Mittel mögte sein, alle Verantwortung ihnen abzunehmen, indem man sie den gemessenen Vorschriften eines verständigen Arztes unterwirft, der aber sehr oft selbst zusehen muß. Aber auch diesem muß man alle Sorge vor Verantwortung benehmen, nachdem man einmal seine Vorschriften gebilligt hat. Sonst mögte auch er gar zu ängstlich werden.

Ein jedes Kind, wes Standes es auch ist, wird bei der anhaltenden Bedienung, die ihm so lange widerfährt, als es sich zu keinem seiner Bedürfnisse verhelfen kann, verwöhnt, die Menschen, mit welchen es lebt, als blos seinem Dienste gewidmet, als blos um seinetwillen existirend anzusehen. So sieht (nach Pope im Versuch über den Menschen) die Gans den Menschen,

der sie mästet, als blos zu ihrem Nutzen geschaffen an. Bei dem Kinde geringern Standes hört jedoch dies von selbst auf. Wenn es seine Glieder brauchen lernt, so freuen sich seine Eltern oder Wärterinnen der Last los zu sein, die es ihnen so lange gemacht hat. Das Kind selbst befindet sich wohl dabei, wenn es nun sich selbst zu diesem oder jenem Bedürfnis verhelfen kann, vergißt die Hülfe andrer dazu aufzufodern, vergißt sie als seine Diener anzusehn, und giebt die Meinung von der vorzüglichen Wichtigkeit seiner kleinen Person allgemach von selbst auf, so wie seine Aeltern oder Wärterinnen die bis dahin geäusserte Aengstlichkeit in seiner Pflege und Wartung aufgeben. Aber diese wird sich bei dem Fürstenkinde nicht verlieren, wenn es auch nach schon gewonnenem Gebrauch seiner Glieder noch immer so ängstlich bedient wird, und jedermann, der um den jungen Herrn ist, zur Erfüllung eines jeden seiner kleinsten Bedürfnisse herbeieilt.

Nichts ist dem menschlichen Geschlechte so verderblich, als Regenten, welche die Menschen, mit denen sie in Verbindung leben, als nur um ihrentwillen geschaffen ansehen. Dies ist ein Gedanke, der bei so manchem Fürsten noch im Alter durch die Verwöhnung praktisch wird, wenn ihm gleich sein Herz ein andres sagt. Es ist äusserst wichtig, ihn bei einem Fürstenkinde so sehr, so lange zurück zu halten, als möglich, bis ihm, wenn er ja in reiferen Jahren entstehen will, durch die Vernunft entgegen gewirkt werden kann. Darauf muß schon in den Kindesjahren gesehen werden. Dem jungen Prinzen muß nicht mehr Aufwartung geleistet werden, als die noch unentbehrliches Bedürfniß für ihn ist. Verfährt man anders, so wird ihm ein zu frühes Gefühl von seiner Wichtigkeit entstehen. Er wird dies in seine Knaben- und folgends in seine Jünglingsjahre mit hineinnehmen, da es dann vollends nicht zu vermeiden ist, daß nicht der Schimmer der ihm angebornen Hoheit ihm mehr und mehr

in die Augen strale. Dies mag immerhin sein. Der Prinz mag zu seiner Zeit wissen, daß er geboren sei, der erste in seinem Volk zu sein. Aber er muß nicht verleitet werden zu glauben, daß er der wichtigste Mensch im Volke sei, zu einer Zeit, da man ihm noch nicht recht ans Herz legen kann, daß er, um dies zu werden, sich auch zum nüzlichsten unter allen machen müsse.

Ich mögte noch weiter gehen.

Der Prinz sieht sich sehr früh von Personen von Range bedient, denen andre Ehrerbietung zu bezeigen schuldig sind. Wenn diese auch auf die leichte Art mit ihm umgehen, die ihm in der erwähnten Rücksicht zuträglich ist, so wird er doch dadurch schon als Kind sich wichtig zu halten verleitet werden, wenn er sieht, daß eben die Personen, welche er doch noch immer bei einzelnen Gelegenheiten zu seinem Dienste auffodern darf, und welchen er bald abmerkt, daß sie dazu gehalten sind, noch so sehr über andre Menschen erhaben sind. Es würde mich zu weit führen, wenn

ich dies oder jenes als Mittel zur Vermeidung des Eindrucks, der daraus entstehen kann, vorschlagen wollte, was doch vielleicht die Etikette der Höfe nicht erlauben würde. Am wenigsten nehme man an, als wenn ich rahten mögtt, den Prinzen so lange als möglich, in der Unwissenheit seines Standes zu erziehen. Desmarchais erzählt in seinen Reisen, daß die Mohren des Königreichs Whida ihrem Könige seine männlichen Erben bald nach ihrer Geburt aus den Händen nehmen, und sie fern von dem Vater ganz unbekannt mit ihrer Geburt und Bestimmung erziehen lassen. Der König, welchen er im J. 1725 regierend fand, hatte die Schweine seines Pflegevaters gehütet, als die Abgeordneten der Nation ihn zu holen kamen, um ihn in seines verstorbnen Vaters Platz zu sezen. Wenn gleich mancher europäischer Prinz auf diesem Wege der Erziehung besser gerahten mögte, als wenn er in dem gewöhnlichen Tande des Hofes erzogen wird, so muß man doch andre Wege mit dem Prinzen

gehen, der Europäer, als mit dem, der Mohren zu regieren haben wird.

Eben so wenig mögte ich vorschlagen, die erste Erziehung des Prinzen ganz in die Hände solcher Personen zu geben, die ihr Rang nicht in die Lage sezt, daß sie die Beweise einer grossen Ehrerbietung vor des Prinzen Augen von andern annehmen dürften. Aber Eins wird sich an jedem Hofe tuhn lassen, und zur Erfüllung mehrerer Zwecke, als desjenigen, von welchem ich hier hauptsächtlich rede, beitragen. Man wird es lange dabei erhalten können, daß dem Prinzen nicht durchscheine, daß diese Personen eigentlich zu seinem Dienste verpflichtet sind. Die Titel, die diesen Dienst ihm andeuten könnten, müssen nie vor seinen Ohren genannt werden. Seine Frau Oberhofmeisterin mag sich das Ansehen geben, als wenn sie unter den vielen Damen vom Hofe, die der Prinz zu sehen bekömmt, diejenige sei, welche aus vorzüglicher Liebe für ihn die meisten Besuche ihm macht, und sich seiner

Bedürfnisse aus eignem Triebe annimmt. Wenn der Prinz dergleichen Worte zu verstehen anfängt, so mag ihr zuweilen vor seinen Ohren von seinen fürstlichen Eltern gedankt, sie mag gebeten werden, ihre Fürsorge fortzuzesen. Aber nie muß es durscheinen, als wenn sie zu seinem Dienst verpflichtet wäre. Wenn sie auf diesem Fusse mit ihm lebt, so mag sie vor seinen Augen alle ihrem Range gebührende Ehrerbietung annehmen. Ein Kind wird noch nicht eitel und stolz dadurch werden, daß es sich von geehren Personen vorzüglich geliebt zu sein glaubt. Und wird es dieses, so wird sein Stolz edel sein. Aber es wird gewiß und und zu früh eines leeren Dünkels voll werden, wenn es eben eine solche Person zu seinem Dienste und seiner Pflege verbunden zu sein erkennt.

In Rücksicht auf dasjenige, was ich weiter unten von der Erhaltung der Unschuld und späterhin der Keuschheit eines Prinzen sagen werde, will ich hierz nur kurz erinnern, daß man in sei-

ner ersten Erziehung alle die Mittel anwenden müsse, welche ihn früh schamhaft machen können. Man entwöhne insonderheit ihn früh von aller Hülfleistung bei den natürlichen Ausleerungen seines Körpers, und gewöhne ihn, sie ohne Zeugen zu verrichten. Sobald es möglich, lasse man ihn beim Ankleiden, wobei eine Entblössung des Körpers notwendig ist, sich selbst helfen, und auch dies ohne Zeugen tuhn. Ich finde um so viel mehr Ursache hierauf zu dringen, je mehr ich annehme, daß die vorhin bemerkte Dienstfertigkeit der bei einem jungen Prinzen angestellten Personen auch diese Dienste zu lange über die Zeit hinausdehnen mögte, da ich glaube, daß die Schamhaftigkeit in einem jungen Gemüte schon Wurzel fassen müsse. Der Prinz muß dieselbe schon in die Knabenjahre mit hinein nehmen. In diesen drohen ihm Gefahren, die manchen Prinzen unglücklich gemacht haben, wovon zu reden der Plaz besser unten sein wird.

So wenig ich gedachte, mich auf Vorschläge zur körperlichen Erziehung hier einzulassen, so kann ich doch Einen nicht ganz übergehen.

Dem Prinzen ist ein gutes, scharfes Gesicht mehr, als andern Menschen, nötig. Und wenn er auch gesunde Augen hat, so ist es für ihn durchaus nicht gleichgültig, ob er fernsichtig oder kurzsichtig werde. Ich habe in einer kleinen Abhandlung über Gesichtsfehler, welche ich auch dieser Sammlung mit der nötigen Erweiterung noch einverleiben werde, als eine sehr gewöhnliche Ursache der Kurzsichtigkeit bei Kindern aus den bessern Volksclassen die Art angegeben, wie sie in der Kindheit ihre Augen zu brauchen gewöhnt oder vielmehr verwöhnt werden. Kleine Kinderstuben, aus deren Fenstern die Aussicht nicht weit reicht, entziehen dem Kinde die Gelegenheit, sein Gesicht auf ferne Gegenstände zu richten. Dies mögte nun wol nicht bei fürstlichen Kindern eben so Statt haben. Denn die fürstlichen Palläste haben wenig kleine Zimmer. Doch wird man

vielleicht für den Winter die kleinsten Gemächer zu deren Kinderstuben wählen, um sie immer recht warm zu halten. Wenn man dann bei der gewöhnlichen Verzärtelung derselben sie in dem erstem Jahr ihres Lebens nur selten an das freie Tageslicht bringt, wenn deren Wärterinnen sich mit ihnen fast immer in einer Ecke des Zimmers, am liebsten nahe beim Ofen aufhalten, so mögte doch wol eben die Folge daraus entstehen. Man hat doch auch sehr viel kurzsichtige Fürsten und Fürstenkinder. Ich habe in jener Abhandlung eingeräumt, daß der Bau des Auges bei vielen Menschen eine Hauptursache dieses Fehlers sei. Aber eben dann, wann ein solcher Bau des Auges bei einem fürstlichen Kinde sich zeigt, wann insonderheit die Hornhaut rund hervorliegt, hat man um so viel mehr Ursache, diesem Fehler so viel als möglich in demjenigen Wege zu begegnen, den ich in jener Schrift vorgeschlagen habe. Denn wenn bei einer solchen Bildung des Auges auch noch das hinzukömmt, daß durch

eine Entwöhnung von freiem Licht und fernen Aussicht die Nerven und zarten Muskeln steif und ungelenksam bleiben, durch deren Wirkung das Auge beim Fern- und Nahesehen sich umstellen muß, so bleibt der Fehler desto grösser und dem Prinzen für seine künftigen Geschäfte desto lastiger.

Ein wichtiger Gegenstand für diesen ersten Abschnitt würde für mich die Sorge sein, welche man in der Kindheit des Fürsten anzuwenden hat, um seine Sprache vor denen Fehlern zu bewahren, welche Kinder so leicht von ihren Wärterinnen und andern Personen annehmen, die in dem zweiten und dritten Jahre ihres Lebens um sie sind. Allein eines Teils finde ich dies in jeder Schrift von der Erziehung genugsam beachtet, andern Teils aber habe ich das, was ich glaubte, darüber sagen zu müssen, in das Fragment eingetragen, welches die Vorschläge enthält, wie der Prinz zur Gabe des leichten Umganges anzuleiten sei.

Zweite Abtheilung.

Von der Erziehung des Prinzen in seinen Knabenjahren.

Wie ich bei Anfang des ersten kurzen Fragments bezeichnet habe, bis wie weit ich die erste Lebensperiode, die Kindheit eines Prinzen rechne, damit meine Leser nichts zu vermissen glauben, was sie schon in diesem Abschnitte erwartet haben mögten, so wird es auch hier nötig sein, in gleicher Rücksicht die Grenzen dieser zweiten Lebensperiode zum voraus zu bestimmen.

Diese Grenze soll mir derjenige Geisteszustand und die Aeusserung solcher Fähigkeiten bei einem Prinzen sein, bei welchen man anfangen kann, ihm Beschäftigungen aufzugeben, die ich freilich in der Folge auszeichnen werde, welche auf seine Bestimmung eine nähere Beziehung, als der bloß vorbereitende Unterricht, haben. Aber ich muß zum voraus sagen, daß ich die ernsthafte

Anleitung zu eben diesen Beschäftigungen diesem Unterricht selbst zur Seite zu setzen rahten mögte, folglich keineswegen dieselben auf das Knabenalter des Prinzen einzuschränken vorhabe. Dies würde entweder das Knabenalter zu weit hinausdehnen, oder den dem Prinzen so nöthigen Unterricht in eine Lebensperiode znsammendrängen, in welcher nur wenig Menschen die Weisheit zu fassen fähig sind, die ihnen für ihr künftiges Leben am nötigsten ist. Bei Prinzen aber muß dies viel weniger geschehen, je mannigfaltiger die Weisheit ist, die sie für ihr künftiges Leben nötig haben.

Wenn gleich diese Grenze in dem wirklichen Jugendleben eines Prinzen sich sehr genau bestimmen lassen möchte, so werde ich doch in den Bruchstücken dieses zweiten Abschnitts nicht mit gleicher Bestimmtheit das, was für das Knabenalter und für das Jünglingsalter besonders gehört, von einander scheiden können. Die wichtigsten Vorschläge, welche ich für ersteres gege-

ben habe, müssen ihre guten Folgen allererst im leztern zeigen. Und auf diese glaube ich nicht nur hier hinausweisen, sondern auch schon angeben zu müssen, wie die spätere Sorge mit der frühern zusammenhängen müsse. Wenn ich z. B. Mittel vorschlage, dem Prinzen die Gabe des leichten Umganges mitzuteilen, aber auch ihn vor Geschwätzigkeit und einem entscheidenden Tone zu bewahren, so kann ich dies nicht tuhn, ohne an den Prinzen hinauszudenken, der schon Jüngling geworden, schon seiner Würde sich bewußt ist, schon eine gewisse Kraft im Denken fühlt, und allenfalls sich deren mehr zutraut, als er wirklich besizt. Wenn ich Sorge für die Erhaltung seiner Unschuld empfele und dazu Raht zu geben wage, so muß ich auf die ungleich grösseren Gefahren der Verfürung in seinem Jünglingsalter hinaussehen, wenn Blut und Lüste in ihm zu schäumen anfangen, und Verführer aller Art bei seiner nun freier werdenden Leitung einen freiern Zutritt zu ihm gewinnen. Dadurch wird

nun freilich dieser Abschnitt bei weitem der stärkste werden, und der dritte von dem Jünglingsalter des Prinzen, falls ich ihn jemals vollende, viel kleiner ausfallen.

Der zweiten Abteilung

Erstes Fragment.

Allgemeine Betrachtung derer Zwecke, auf welche ein Prinz schon in seinem Knabenalter vorbereitet werden soll.

Wenn bei andern Menschen Jahre vergehen, da man noch fragt, was aus ihnen werden könne, und wieder Jahre, da man abzuwarten Ursache hat, was sie selbst aus sich machen wollen, so fällt dies bei einem jungen Prinzen ganz weg. Von dem Tage an, da man den Anfang der eigentlich so zu nennenden Erziehung macht, weis man auf die bestimmteste Weise, wozu man ihn erziehen müsse. Der Erstgebohrne soll, wenn er lebt, gewiß regieren. Der jüngere Prinz kann vielleicht dahin kommen, daß er regieren

muß. Wird er nicht Erbe des Landes, so kann ihm doch die Vormundschaft zufallen, wenn er seinen älteren Bruder überlebt. Und wie manche Vormundschaft ist von jüngeren Brüdern für ältere noch bei deren Leben geführet worden, wenn diese ihres Verstandes beraubt wurden! Ich werde also auch in dieser ganzen Abhandlung den Prinzen, von dessen Erziehung ich rede, als zum Regieren bestimmt ansehen. Ich werde mich über nichts ausbreiten, was für die Erziehung eines Prinzen gehört, den man eben deswegen, weil er der jüngere ist, nicht für diesen Zweck, nicht wenigstens zu einem Geschäftsmanne zu erziehen gesinnt ist. Soll er dann Krieger, soll er Hof- oder Staatsbedienter in dem Dienst seines Bruders oder eines andern Fürsten werden, so mag er so erzogen werden, wie andere junge Menschen für diese Stände vorbereitet werden müssen. Nimmt man aber zur Aussicht, daß auch er ein brauchbarer Geschäftsmann werden solle, so ist meine Abhandlung so gut für den jüngsten

Prinzen seines Hauses, als für den erstgebornen, geschrieben.

Diese so früh ausgemachte Bestimmung eines Prinzen scheint in dessen Erziehung eine wichtige Erleichterung hineinzubringen. Die Entwürfe zu derselben können daher minder schwankend sein. Man darf den Zweck nicht erst suchen oder abwarten, auf welchen man mit Bestande arbeiten will, und wenn bei der Erziehung andrer Menschen oft so viele Mühe als verloren angesehen werden muß, wenn deren Wahl oder geänderte Umstände ihre Bestimmung abändern, so darf man hier nicht fürchten, daß eine treu und mit Einsicht zu dessen Erziehung angewandte Bemühung anders, als durch den frühen Tod eines guten Prinzen, verloren gehe.

Aber dagegen entstehen zwei andere Schwierigkeiten von grosser Wichtigkeit.

Die erste ist, daß eben diese Bestimmung in dem jetzigen Zustande der Welt gar keine Rücksicht auf die Fähigkeit und Neigung des zu erzie-

henden Prinzen hat. Den einzigen Fall einer entschiedenen Blödsinnigkeit ausgenommen, welcher in unsern Zeiten bei dem ältesten Prinzen des vorigen Königs von Spanien eintrat, muß der erstgeborne Prinz ein Regent werden, wenn gleich nicht die geringste Anlage dazu sich bei ihm findet, und wenn man gleich sieht, daß ihm daraus kein wahres Glück entsteht, wol aber so vielen Tausenden das größte Unglück eben daraus drohet. Wenn bei der Erziehungskunst diese Voraussetzung allgemein wäre, wenn bei der Geburt eines jeden Knaben das Loos über seinen künftigen Stand gezogen würde, und dessen Entscheidung nachher unwiederruflich bliebe, wer mögte da noch Erzieher sein? Wer mögte zur Erziehung Raht und Vorschriften geben, deren Befolgung auch nur wahrscheinlichen Nutzen bringen könnte? Und eben in diesem Fall befindet sich der Erzieher so manches Prinzen. Wagenseil schrieb im Anfange dieses Jahrhunderts auf römisch-kaiserlicher Majestät allergnä-

digsten Befehl, von der Erziehung eines jungen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, daß er dennoch gelehrt und geschickt werde. Der zum Kriege, der zur Jagd, und der zum Wolleben geneigte Prinz bekommen jeder absonderlich ihre Lektion von ihrem Chiron in lang gedehnten Perioden, und sind dabei so gelehrig, daß am Ende derselben ein jeder so gelehrt und so geschickt abgeht, als man nur immer Prinzen zu sehen wünschen mag. Es ist eine Freude zu lesen, und nach diesem Buche bleiben alle, wenn gleich früh verdorbne Prinzen, ein Holz, woraus doch noch immer ganz artige Merkure geschnizt werden können.

Ich mögte indessen kein besseres und dem Bedürfnis unsrer Zeiten angemesseneres Buch ähnlichen Inhalts schreiben. Wenigstens werde ich in dieser Abhandlung immer voraussezen dürfen, daß es dem Prinzen, von dessen Erziehung die Rede ist, weder an gutem Willen noch an Fähig-

higkeit ganz fehle, daß er wenigstens gesunden Menschenverstand habe, und nichts von dem Querkopfe zeige, welcher nach mancher mir entstandenen Erfahrung einzelnen Kindern so angeboren ist, daß die Erziehung weder Schuld daran hat, noch denselben mit aller angewandten Mühe wieder umbilden kan.

Eins mögte ich wünschen: daß man einen jeden Prinzen, wenn er gleich schon weis, daß aus Fürstenkindern Fürsten werden, so lange man noch von der Güte seines Herzens nicht gewiß überzeugt ist, in der Unwissenheit von dem Rechte der Erstgeburt zu erhalten suche, und ihn, zumal, wenn er jüngere Brüder hat, glauben mache, es hänge von dem Willen seines Herrn Vaters ab, den Sohn, welchen er am liebsten hat, und der sich als den geschicktesten zeiget, zu seinem Nachfolger zu machen. Ich fürchte freilich, daß es nicht lange dabei zu erhalten sein möge. Denn wie will man den Prinzeu schon als Knaben vor Schmeichlern hüten, die ihm

das Verständnis absichtlich öfnen? Wie will man vermeiden, daß er es nicht durch zufällige Reden merke, was für Rechte ihm zustehen? Aber vielleicht gelingt es doch auf eine Zeit, die hinlänglich ist, um ihn auf bessere Gesinnungen zu lenken.

Die zweite Schwierigkeit ist, daß diese Bestimmung zu einem Regenten so viele andre Bestimmungen in sich schließt, für welche zusammengenommen einen Knaben vorzubereiten man nur selten in andern Ständen Anlaß hat, und welche in der Taht Kentnisse erfodern, die nur selten in Einem Kopf zusammen passen. Er soll der erste Richter in seinen Staaten, er soll Saatswirt werden. In so manchem Staate muß er noch Krieger dazu, und mehr oder weniger der Saatsmann sein, der mit Einsicht an den Welthändeln Europens nach seiner Lage Anteil zu nehmen im Stande ist. Zwar hat Europa der Fürsten genug gehabt, und hat sie noch, welche diese wichtigen Talente insgesamt besessen, und

sie auf die thätigste Weise bewiesen haben. Die Erziehung hat gewiß nicht allein sie ihnen gegeben, und es ist vergebens zu erwarten, daß sie allein einem Fürsten sie geben werde, wenn nicht die Kraft zur künftigen Aeusserung derselben mit ihm geboren wird. Wenn schon in dem Jünglingsalter es sich entscheidet, daß dem Prinzen für eine von diesen wichtigen Bestimmungen Neigung und Fähigkeit fehlen, so wird man sich begnügen müssen, ihm die Kenntnisse mitzuteilen, welche ihm wenigstens hinreichen, um seine Diener, die in derselben seine Stelle vertreten sollen, mit einiger Einsicht auszuwählen und zu beurteilen. Aber in seinem Knabenalter muß er so geleitet werden, als wenn alle diese Talente in ihm lägen. Man muß jedoch abwarten, wie sich eines oder das andere noch bei ihm entwickele. Man muß insonderheit dahin sehen, daß nicht die erste Leitung, indem sie Einem Talente hilft, daß es sich entwickele, die Entwickelung eines andern niederhalte, und seinen Geist zu sehr

davon ablenke. Z. B. der Prinz zeige sich kühn und mutig. Man hat alle Hofnung, Ein Bedürfnis des Staats erfüllt zu sehen. Aber er ist unbedachtsam, es zeigt sich kein Geist der Ordnung; seine Lebhaftigkeit macht ihn bald zu einem Allemannsfreunde, bald in einzelnen Fällen rachsüchtig und hartherzig. Das Land wird also vielleicht einen guten Krieger, aber einen schlechten Wirt und Oberrichter an ihm bekommen. Oder er ist pünctlich, sorgsam in Kleinigkeiten, sparsam in den ihm überlassenen Ausgaben, aber furchtsam und ängstlich. Nun ist die Erwartung des Gegenteils von jenem da. Wie oft wird es nicht in solchen Fällen mit Prinzen versehen! Man leitet sie in dem Wege fort, den sie am liebsten gehen, und sucht sie dann, wann die Neigung sich vestgesetzt hat, vergebens in einen der andern Wege zurück zu bringen, den sie doch auch gehen müssen. Das rahtsamste im Allgemeinen scheint mir dieses zu sein: Man arbeite der Neigung zwar nicht entgegen,

die sich am frühesten zeigt; aber man helfe ihr auch nicht fort. Sie wird dann vollends aufleben, wenn man sie ernsthafter benutzen will. Aber desto mehr bemühe man sich, die fehlenden, aber dem Prinzen für andre Zwecke zuträglichen Neigungen zu erwecken, und denen Leidenschaften und der Gemütsart, die diesen widerstehen, zu begegnen. Man suche dem zu lebhaften Prinzen Geist der Ordnung, Milde, Billigkeit zu geben. Man bringe ihn oft in die Lage, da er sie von selbst äussern oder sich dazu entschliessen muß. Den furchtsamen Prinzen suche man kühner zu machen, und benehme ihm die zu grosse Pünctlichkeit, daß sie nicht Kleingeistigkeit werde.

Der zweiten Abtheilung
zweites Fragment.

Von der moralischen Bildung des Prinzen in seinen Knabenjahren.

Wenn gefallende Sitten, wenn Wolwollen in sichern und nie triegenden Zügen des Gesichts ausgedruckt, wenn ein freies aber sanftes Betragen je einem Menschen zur Zierde dienen, so hat dies insonderheit bey den Grossen der Welt Statt. Sie haben das grosse Vergnügen, daß ein jeder Zug in ihrem Betragen aufmerksam beachtet wird. Sie geniessen den Lohn ihrer Bemühung zu gefallen unmittelbar in den deutlichsten Zeichen des Beifalls und der Zufriedenheit, die sie erregen. Wenn der niedere im Volk alle jene Fähigkeit zu gefallen besizt, und sie bei jeder Gelegenheit äussert, so ist er doch zu oft in dem Fall, da er denen, mit welchen er umgeht, nicht wichtig genug scheint, daß sie aufmerksam auf ihn würden. Der Mensch muß schon einen ge-

wissen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht haben, dem man für seine Bemühung und Kunst zu gefallen einigermassen Dank weis. Aber gefallende Sitten sind nicht bloß eine Zierde des Prinzen; sie sind ihm zu den Zwekken seines Lebens nohtwendiger, als irgend einem andern Menschen. Doch davon zu reden, wird sich unten ein bequemerer Ort finden.

Dies ist der Hauptsache nach so allgemein anerkannt, daß man die Ausbildung der Sitten eines Prinzen zum ersten Zweck und zur frühesten Beschäftigung seiner Erzieher an den meisten Höfen macht. Ich sage mit Bedacht: an den meisten. Den es giebt auch Höfe, wo hieran gar nicht gedacht wird.

Ich rede hier nicht von der Ausbildung des Körpers, die auch auf diese äusserlichen Sitten ihre Beziehung hat, und durch förmlichen Unterricht gegeben wird.

Bei manchem Prinzen läßt man dies die Hauptsache sein, und glaubt, alles sei getahn, wenn

durch die gewönlichen Exerzizien dem Prinzen eine prinzliche Stellung gegeben ist. Mein Prinz ist noch ein Knabe, und sein Körper noch nicht fest genug, daß man schon aus diesem Unterricht ein Hauptwerk machen könnte. Aber er ist schon alt genug für die erste Anleitung zu guten Sitten, die durch anfangende Aufklärung des Verstandes und durch zeitig erregte Gefühle des Herzens bewirkt werden muß.

Die Voraussezung, daß der Prinz in seinem Knabenalter schon mit seiner künftigen Bestimmung bekannt sei, daß man wenigstens nicht lange ihn hindern könne, damit bekannt zu werden, leitet eine andre herbei: Ein solcher Prinz wird mehr zum Stolz geneigt sein, als irgend andre Knaben seines Alters. Nichts steht der Begierde zu gefallen so sehr entgegen, als der Stolz, und nichts hindert die Ausbildung in der Kunst zu gefallen so sehr, als früher Stolz.

Angenommen, daß die fürstlichen Eltern eines Prinzen die Wahrheit davon einsehen, so mögte

ich Einen Raht wagen, der sonst schwerlich Eingang finden mögtr. Es ist dieser, daß man doch mit solchen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die zu nichts dienen, als seinem jungen Herzen einzuprägen, wie hoch seine Person blos durch seine Geburt unter den Menschen stehe, ehe er sich noch irgend eines Verdienstes und wesentlichen Vorzugs bewußt sein kan, daß man, sage ich, mit solchen Ehrenbezeugungeg doch wenigstens so lange warten möge, bis man sieht, ob das Herz des Prinzen sie schon ertragen könne. Ich sah einen achtjährigen Prinzen mit seinem Hofmeister einen Spaziergang über den Wall des Residenzschlosses machen. In einer Viertelstunde, bei dem Hingehen sowol als der Zurückkunft, ward zweimal das Spiel vor ihm gerührt, und die zahlreiche Wache trat ins Gewehr. Nun dachte ich, der Prinz muß ein Engel sein, wenn nicht Stolz sein Herz einnimmt, sondern dennoch wahre Begriffe von Ehre zeitig bei ihm Wurzel fassen. Laß ihn dergleichen Ehrenbezeugungen eine Weile als blos

der Hoheit des wirklichen Regenten gebürend ansehen, aber immerhin sie für ihn aufgespart bleiben, bis er schon weis, was wahre Ehre für einen Prinzen sei, und auf was für Wegen sie sich erwerben lasse.

Ein zweiter Raht wird vielleicht weniger Widerspruch finden. Man lasse den Prinzen viel mit solchen Personen umgehen, die seine Achtung erwerben können, ohne daß von Rang und Stande dabei die Rede wäre. Und selbst bei denen Personen, die ihr Rang jedem andern schon ehrwürdig macht, lasse man ihn mehr von deren übrigen Vorzügen, als von diesem, hören. Man lasse ihn insonderheit aus dem Munde seiner fürstlichen Eltern oft hören, daß die Personen, welche sich ihnen und beiläufig ihm, dem Prinzen selbst, vorzüglich nähern dürfen, nicht sowol ihres Ranges wegen, als deswegen von ihnen geachtet werden, weil sie gute, weise und nützliche Diener ihres Fürsten sind. Man erlaube eben diesen auf eine ungezwungene Art sich mit ihm

zu unterhalten, und entferne alle die, welche auch vor dem Prinzen als Knaben schon zu kriechen gewohnt sind.

Es wird nicht ganz an Gelegenheit fehlen, da man ihn merken lassen kan, daß einzelne Menschen, die durch ihren Rang und andre äusserliche Vorzüge seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nicht seine Achtung verdienen. Aber dies Mittel muß behutsam angewandt werden. Man darf höchstens nur mit Vergleichung reden: Aber der Mann dort ist doch ein ganz andrer Mann! Doch auch dies muß selten uud mit Vorsicht geschehen. Der Prinz muß nimmer verleitet werden, einzelne Menschen zn hassen oder zu verachten.

Am leichtesten entsteht diese Achtung in einer jugendlichen Seele für diejenigen, welche einen Knaben unterrichten. Er geht mit niemandem um, der ihm seine Geistesfähigkeiten so oft und so deutlich zeigen könnte, als diese. Wenn der Prinz überhaupt lenkbar ist, so müssen ihm der Raht und die Weisungen seiner Lehrer und sei-

nes Hofmeisters die ersten und ernsthaftesten Erfahrungen geben, was ein weiser Mann sei, und wozu der weisere dem minder weisen diene. Keine fürstliche Eltern werden das Gegenteil hievon wünschen. Sie werden vielmehr den Lehrer oder Aufseher bald entfernen, von welchem sie bemerken, daß er des Prinzen Achtung sich nicht erwerben könne. Aber wie sehr wird auf der andern Seite diesem so wichtigen Zwecke durch die Lage entgegen gewirkt, in welche das Cerimoniel die Lehrer der Prinzen sezt, welche man doch aus Noht unter Gelehrten suchen muß, die kein adeliches Blut den Grossen der Erde etwas näher stellt! Es sind viele fürstliche Hofhaltungen in Deutschland, wo man den Lehrer und moralischen Aufseher der Prinzen in Einer Person besoldet. Dies geschehe nun aus Sparsamkeit oder aus andern Gründen, so ist es gewiß nicht unrecht, wenn der Mann gut gewählt ist. Der Prinz ist gewiß am geneigtesten, den Mann für weise genug zu halten, um ihn zu regieren, von

dessen Kenntnissen er das Gewicht bei jeder Unterweisung fühlt. Er hat auch öftere Gelegenheit, und die Veranlassung dazu entsteht ihm natürlicher, als dem Hofmeister vornehmeren Ranges, der etwa nur herbei gerufen wird, wenn der Prinz unartig ist, und überhaupt nur bei demselben erscheint, um die Rolle seines Sittenrichters auf eine vielleicht sehr eintönige Weise zu spielen. Aber eben jener Mann darf, weil er nicht adelich ist, nicht mit dem Prinzen essen, darf nicht seinen bürgerlichen Körper an eben der Tafel sättigen, an welcher des Prinzen Körper sich nährt. Er soll ihn bei Tisch beobachten, ißt deswegen in dem Nebenzimmer bei geöfneter Thüre. Der Prinz wird ungesittet; denn Knaben, wenn's auch Prinzen wären, werden es nirgends leichter, als bei Tische. Und nun soll eben der Mann, welchen der Prinz in einer wirklich demütigenden Lage neben sich sieht, denselben zur Ordnung bringen. Ist es Wunder, wenn der Prinz unter solchen Veranlassungen eine

Widersezlichkeit wagt, die er sonst nicht wagen würde, und mit seiuem Lehrer in einen Ton hineingeräht, der alles Gute zulezt stört? Wie zweckwidrig ist doch dies!

Man lasse einen solchen Mann in derjenigen Entfernung von den fürstlichen Eltern des Prinzen, welche die Etikettte gebietet, wenn ja deren Gesetze als so unverbrüchlich, gelten sollen. Aber was kann es schaden, wenn der noch unmündige Prinz in dem Gedanken gelassen wird, seine Zeit sei noch nicht kommen, da zwischen ihm und andern rechtschaffenen Menschen der Unterschied im äusserlichen Statt habe, durch den sein Vater als regierender Herr seine Hoheit behaupten zu müssen glaubt.

Daß man mich doch hier und in der Folge, wo ich auf ähnliche Dinge gerahte, nicht unrecht verstehe! Ich will nicht, daß man den Prinzen demütige, und ihn herabwürdige, daß er werde, wie unser einer. Er selbst wird nicht herabge-

würdigt, wenn man diejenigen etwas höher an ihn hinanrückt, denen es nicht gelingen kann, ihn zu einem guten, edlem, Geschäfte liebenden Mann zu machen, wenn die Achtung, die er ihnen sonst gerne widmen mögte, durch die Gesetze des höfischen Wesens zu sehr gestört wird. Ich will nicht, daß er, wie der Kronprinz von Whida an der Negerküste jung das Vieh hüte, um ein desto lenksamerer Fürst zu werden. Aber das wünsche ich, daß man seine Seele, wenn's möglich ist, zu der edelsten Seele im Volk ausarbeite. Die edelste Seele im Volk ist gewiß die würdigste, eine Fürstenseele zu sein. Das wünsche ich, daß, wenn aus dem Tande des Hofes Hindernisse dagegen ewachsen, sie diesem grossen Zwecke nachstehen. Ich behaupte, daß die Seele eines Fürsten gebildet werden könne, ohne von diesem falschen Anstrich der Hoheit in jungen Jahren etwas erfahren zu haben. Ich behaupte, daß der Prinz auch zu seiner Zeit auf seine Würde zu halten wissen werde, ohne durch die Demüti-

gung würdiger Personen dazu vorbereitet zu werden. Wie haben Stanislaus Lescinsky, und Stanislaus Poniatowsky gelernt, den König mit Würde zu machen, als sie diese hohe Stufe der Ehren bestiegen? Wo lernte es Johann Sobiesky? Point de bassesse! sagte er seinem nicht zur Krone bestimmten auch nie dazu gelangten Sohne, als diesen der Anblick eines Kaisers überraschte, und er eilte, ihm die schon hingehaltene Hand zu küssen.

Jener Graf hatte ganz recht, der, als er seine Söhne seinem neu angenommenen Hofmeister darstellte, ihm sagte: Lehren Sie meine Söhne das, was Sie wissen, und jene nötig haben. Daß sie Grafen sind, will ich sie zu seiner Zeit in Einer Stunde lehren. Das Fürstenkind wird es, sobald es die rechte Zeit dazu ist, in Einer Stunde lernen, daß es ein geborner Fürst sei, und, wenn man es überhaupt vor niedriger Denkungsart bewahrt hat, sich bald Fürstenmässiig zu betragen wissen.

Ihr, die ihr in dem Gange leerer Hoftändeleien eine Fürstenseele zu bilden vermeint, bedenkt doch, daß euer Prinz ein Knabe ist, das ist ein Mensch, noch sehr unvollkommen, wie alle Menschen, wenn sie noch Knaben sind. Denn wer hat je gesagt, je gefunden, daß der Herr der Erde die Fürstenseelen aus einem besondern Stoffe bilde, und den Völkern nur Regenten gebe, die von ihrer Geburt an Kraft genug in ihren Seelen haben, daß sie nichts von allem dem verführen könnte, was andre Menschen verführt, wenn sie schwach, wenn sie noch Kinder sind? Bedenkt, daß ihr einen Mann zu bilden habt, der sich seine wahre Ehre selbst durch Handlungen und nüzliche Tähtigkeit erschaffen muß, aber dies leicht vergessen mögte, wenn ihm von seiner Jugend an vorgespiegelt wird, als sei seine Ehre schon ganz ihm anerschaffen. Und dies muß er alsdann am lebhaftesten sich einbilden, wenn er sieht, daß Tähtigkeit, Kenntnisse und Weisheit zu seinem Dienst zwar mit Geld gedungen wer-

den können, aber den Mann, der sie besizt, nicht über die Demütigungen, die er neben ihm leidet, hinaus heben, blos weil ihm von jener Ehre zu wenig anerschaffen ist.

Nur mit dem Prinzen, den man vor leerem Stolz bewahrt, kann man weiter gehen. Man kann ihm reine Neigungen des Wolwollens einflössen. Reine Neigungen, sage ich, die nicht schon frühe den Anstrich falscher Grösse haben, und bei denen das Herz wirkt.

Man wird den Beweis nicht von mir erwarten, daß diese Neigung eine der notwendigsten für die Regenten der Völker sei, und daß man daher nicht zu sehr eilen könne, sie dem jungen Prinzen einzuflössen.

Das Wolwollen oder die Neigung, die Vorteile anderer nach unserm Vermögen zu bewirken, und uns derjenigen, die ihnen ohne unsere Einwirkung entstehen, zu erfreuen, gründet sich entweder auf Verbindungen aller Art, in denen wir mit andern uns befinden, oder auf Mitleiden.

In der ersten Absicht wird einmal die ganze Zahl der Unterthanen Anspruch auf das Wohlwollen des Prinzen haben. Aber jezt läßt sich ihm dieses nur in einer entfernten Perspective zeigen, die ich auch einem jungen Prinzen nicht zu früh und, wenn die Zeit dazu kömmt, nicht zu oft vorhalten mögte.

Mit der Erregung des Wolwollens, das sich auf Mitleid gründet, muß man behutsam verfahren, so lange der Prinz zu jung ist, um an das Gefühl desselben die gehörige Ueberlegung anzuknüpfen. In die Scenen des Elendes, die sein Mitleid erregen, mögte ich ihn nicht zu oft führen, wenn es auch schicklicher wäre, als man es an Höfen dafür halten mögte. Denn man muß auch verhüten, daß der Prinz nicht weichherzig und zu empfindsam werde. Seine künftige Bestimmung ist nicht, dem Elende Einzelner abzuhelfen, sondern das möglich größte Wohlsein Vieler zu befördern. Ein Prinz, dem man zu oft das menschliche Elend Einzelner unter Augen bringt, wird mehr darin finden, als er zu der Zeit sollte, nämlich, daß

unter dem Monde nicht alle Menschen glücklich sein können, und daß Viele ohne ihre Schuld unglücklich sind. Er wird in der dadurch entstehenden Weichheit seines Herzens vielleicht es als das erste Glück seines künftigen Standes ansehen, daß er der allgemeine Woltähter seines Volks sein werde, aber es immer nur in einzelnen Fällen sein wollen. Damit wird er sich selbst ein Genüge tuhn, und der viel schwerer auszuübenden Pflicht vergessen, der allgemeine Woltähter seines Volks durch eine wolüberlegte Wirtschaft zu werden.

Von allen Zeiten her sind die Fürsten schlechte Staatswirte gewesen, bei denen die Bitte um einzelne Woltaten gar zu leicht Eingang fand.

Im Ganzen kömmt es hauptsächlich darauf an, sein Gefallen und sein Mißfallen zu leiten, daß es nur Personen treffe, die des einen oder des andern würdig sind. Auch in dieser Absicht wird es wichtig, zu verhüten, daß nicht blos Geburt, Rang und Titel als die Hauptgründe der Empfehlung ihm

erscheinen. Sollen aber deswegen diese von ihm entfernt, soll ihm etwa ein Umgang bloß mit Menschen aus den niedrigern Volksclassen ausgesucht werden? Keineswegges. Er mag immerhin unter denen Menschen leben, die vorzüglich für seinen Umgang gehören. Das Verdienst derselben wird Stufen genug haben, in Ansehung derer man sein Urteil leiten kann. Man beachte ihn insonderheit, wenn er an einzelne derselben sein Herz zu hängen und ihren Umgang vorzüglich zu wünschen scheint. Vorausgesezt, daß man nur gute, wenigstens erträglich gute Menschen ihm so nahe kommen lasse, und nicht in die Notwendigkeit gesezt werde, einen ihm angenehm gewordenen Umgang gewaltsam wieder abzuschneiden, so leite man sein Urteil über jeden derselben. Man zeichne ihm aus, was dieser, was jener wirklich Gutes habe, in Ansehung dessen er auch durch ihn gewinnen könne. Man halte ihn von dem Umgange mit allen solchen Menschen ab, die er übersehen oder gar verachten würde. Als Knaben lasse

man ihn schon mit wolausgewählten Jünglingen umgehen, und mache ihn dann auf jeden an denselben bemerkbaren Vorzug aufmerksam, welchem nachzuahmen er schon wagen kann, insonderheit auf diejenigen, die solchen Mängeln entgegen stehen, welche er anzunehmen anfängt. Trägt er z. B. seinen Körper nachlässig, so lobe man ihm gelegentlich, nicht in dem Wege einer beschämenden Vergleichung, den guten Anstand, ziert er sich in seinem Betragen, das ungekünstelte Wesen dieses oder jenes seiner Bekannten. Ist er blöde oder sucht zu sehr nach den Worten, so bringe man ihn mit Jünglingen zusammen, welche die Gabe eines leichten Ausdrucks und Umganges haben, doch nimmer mit solchen, die schon gelernt haben, über ein leeres Nichts viel Worte zu machen. Wird er naseweis, fängt er an, falschen oder wol gar hämischen Witz zu äussern, so müssen alle Menschen von ihm entfernt werden, welche niedrig genug sein mögten, seinen Witz zu loben. Aber keiner derjenigen, mit denen er umgehen

darf, muß dadurch entrüstet werden, sondern jeder auf solche Art darüberhin hören, als wenn er nichts gesagt hätte, das Aufmerksamkeit verdiente. Will er sich nicht zur Ordnung gewöhnen, so muß man ihn oft hören und sehen lassen, wie dieser oder jener es mache, und wie wol er sich dabei befinde.

Die Lust zur Ordnung muß früh einen Gegenstand haben. In dem Alter, da noch nicht von Geschäften und deren vielfältigen Werkzeugen, Papieren und Büchern die Rede ist, müssen dieser Gegenstand andere dem Gebrauch des Prinzen überlassene Dinge sein. Das sind nun hauptsächlich seine Kleidungsstücke. Ich gehe nicht so weit zu rahten, daß man dem Prinzen als Knaben noch keine Garderobe von Belang, keinen Kammerdiener zur Aufsicht übet dieselbe geben solle. Zwar sind die Zeiten noch nicht so gar weit zurück, da auch bei königlichen Prinzen nicht davon die Rede war, da noch ein Christian IV. den Hofmeister seiner Söhne schriftlich anwies,

dafür zu sorgen, daß ihre Strümpfe gehörig geflickt wären, wenn sie nach Kopenhagen kämen. Aber man lasse wenigstens alles unter des Prinzen eigener Aufsicht und Aufbewahrung, was klein und reinlich genug dazu ist, und gebiete den Bedienten, in Hervorsuchung und Zurechtlegung dieser Dinge nicht zu aufwartsam zu sein. Man gewöhne ihn, alles, was dessen nötig ist, in guter Ordnung und Gewahrsam unter dem Schlosse zu halten. Verliert und verwirft er Dinge, die ihm lieb sind, so lasse man ihn den ganzen Verdruß des Nachsuchens empfinden, und was er nicht selbst findet, ihn so lange entbehren, als es irgend tuhnlich ist.

Ein Prinz muß mehr als andere Menschen gewohnt werden, zeitig aufzustehen. Der Abgang an dem tähtigen Leben, welchen der zu lange Schlaf wegnimmt, ist für ihn ein grösserer und unersezlicherer Verlust, als für jeden andern Menschen. Die Verwöhnung dazu fängt natürlich in dem Knabenalter an, geht aber gerne so weit, daß man

sich nicht darauf verlassen kann, wenn es gleich möglich ist, daß es in einem Geschäftsvollen Leben sich damit ändern werde. Dazu kömmt, daß man bei einem Prinzen, dessen Vater noch lebt, nicht wissen kann, wenn dies Geschäftsvollere Leben seinen Anfang nehmen werde. Hat er denn als Knabe angefangen lange zu schlafen, ist er als Jüngling dabei verblieben, hat er als junger Ehemann, oder, welches viel ärger ist, mit Mätressen das Bett vollends lieb gewonnen, wer will es da wagen, ihn als regierenden Fürsten aus demselben heraus zu nötigen, wenn die Geschäfte ihn rufen, und ihn wieder an die den Geschäften so zuträgliche Morgenluft zu gewöhnen? Dann aber muß man ihm schon als Knaben fühlbar machen, daß nur Geschäfte dieses Opfers werht sein, das einem jeden jungen Menschen so viel kostet. Man muß ihm also die nächste Morgenstunde nach dem Aufstehen mit derjenigen Beschäftigung besetzen, welche ihm die angenehmste ist, und ihn darin selbst wählen lassen.

Ein anderer Verlust an dem tähtigen Leben ist die Zeit des An- und Auskleidens. Diesen muß man ihn so klein zu machen gewöhnen, als nur irgends möglich ist. Es hindert nichts daran, was ich aus wichtigen Gründen gerahten habe, daß man ihm wenig Handreichung dabei tuhn solle. Ich bin gewiß, daß von zwei Personen, deren eine sich von Haupt zu Fuß selbst ankleidet, die andere sich von dem fertigsten Kammerdiener alles zureichen oder auf den Leib bringen läßt, jene immer am geschwindesten fertig sein werde. Aber Eins wird an Höfen schon für den Prinzen als Knaben unabwendlich bleiben, daß er sich Vormittags wenigstes Einmal umkleiden muß. Bei dieser Umkleidung verstatte man ihm alle dienliche Hülfe von flinken, aber ordentlichen Bedienten, damit er froh sei, so geschwind als möglich davon zu kommen, aber niemals die sorgfältigere Ausputzung als eine ernsthafte Beschäftigung ansehe, vielweniger an dem gezwungenen durchs Umkleiden und Putzen veranlaßten

Zeitverlust und Müssiggange Gefallen finde, und ihn durch Zögerung vergrössern.

Ueberhaupt gewöhne man ihn, sich in allen Vorfällen und Bedürfnissen selbst zu helfen, ohne auf Dienstleistung und Handreichung lange zu warten. Nimmermehr wird und kann der Mensch ein tähtiger Mann werden, welcher Einmal so weit verwöhnt ist, daß er sich gefallen lassen kann, die Erfüllung irgend eines Bedürfnisses aufzuschieben, bis die gewohnte Handreichung erscheint, die ihm bei gesunden Gliedern so ganz entbehrlich ist. Der Prinz, welcher der tähtigste Mann in seinem Staate werden, und in wichtigen Geschäften alles selbst tuhn soll, was er nur irgends selbst tuhn kann, muß früh davon entwöhnt werden, in Kleinigkeiten sich leidend zu verhalten, und sich immer nach jemandem umzusehen, der das für ihn tuhe, was er selbst ausrichten kann.

Daß der Prinz, zumal als Knabe, nie ohne Aufsicht gelassen werden muß, dawider sollte ich wol nichts einwenden. Aber daß doch ja diese

Aufsicht nie das Ansehen der Aengstlichkeit bekomme! Eine gewisse Fürstin sah den Hofmeister ihrer Prinzen im Garten. Die Prinzen waren lebhaft, und verloren sich zuweilen aus ihren Augen bald hinter einer Hecke, bald hinter einem Gartengebäude, da unterdessen der Hofmeister in den Hauptgängen blieb, und erwartete, daß die Prinzen sich wieder zu ihm fänden. Rasch kam die Prinzessin Mutter von dem Balkon herab, von woher sie mit klopfendem Herzen und voll Jammers der fürchterlichen Noht ihrer Kinder zugesehen hatte, eilte auf den Hofmeister zu, und die geballte fürstliche Faust ihm vor dem Kopf haltend: Er soll mir mit seinem Kopf dafür stehen, schrie sie ihn an, wenn meinen Prinzen ein Unglück wiederfährt. Was kann doch aus solchen Menschen werden? wie werden sie wirkliche Gefahren beurteilen lernen, und die nötige Entschlossenheit in denselben gewinnen, wenn sie aus einer so lebhaft ausbrechenden Furcht ihrer Mutter abnehmen müssen, daß ein bischen Springen oder

Laufen auf dem lieben Gottes Erdboden, der doch so leicht nicht aus einander reißt, schon Todesgefahr bringen könne? Es versteht sich, daß diese Prinzen von der Zeit an noch Jahre lang nicht anders als Hand in Hand mit ihrem Hofmeister ausser ihrem Zimmer erscheinen durften. Daß man einen jungen Prinzen nicht bei jeder Gelegenheit an die Wichtigkeit seiner Person erinnern müsse, habe ich schon gesagt. Dies Unglück ergreift sie, leider, ohnehin nur gar zu früh. Besser als dies Unglück ist ihnen gewiß, wenn sie von Zeit zu Zeit sich eine Beule fallen, ohne daß ein Mensch deswegen scheel angesehen wird.

Aber soll denn ein Prinz (noch immer als Knabe) niemals allein sein dürfen? Nimmer! nein, nimmer! wenn er es selbst will, es wünscht und etwas darin sucht, allein zu sein. Denn dies deutet selten auf etwas Gutes. Aber ist der Hofmeister irgends sicher von seinem Prinzen, sieht er ihn geneigt, sich nach seinem Raht oder nach eigner Wahl nüzlich zu beschäftigen, ist er gewiß davon, daß

nicht schädliche Menschen nur auf die Augenblicke lauren, da er unbewacht ist, so kann er ihn durch zufällige bald kürzere, bald längere Entfernung von ihm merken lassen, daß er ihm Gutes genug, Sorge genug für sich selbst zutraue, um ihn nicht immer gängeln oder am Seile führen zu wollen. Tuht man dieß, weil man es durchaus tuhn zu müssen glaubt, so wird der Prinz eben so kleingeistig, wie die in einer Pensionsanstalt erzognen Knaben werden, in welchen diese kleinliche Gängelei meinem Urteile nach der erste aller ihrer Fehler ist.

Freilich hält es um diese Voraussetzungen schweer, und eben deswegen ist die erste Vorschrift, welche nicht nur von Fürsten, sondern auch von jedem Manne von Stande den Hofmeistern ihrer Söhne gegeben wird, diese, daß sie dieselben gar nicht aus den Augen lassen sollen. Aber wird dieß immer gehalten? wird es etwa nur von Hofmeistern unterlassen, wenn sie von jenen Voraussetzungen völlig gewiß sind?

Wenn das wäre, woher kämen denn die vielen Beispiele früher Verfürung junger Prinzen von der besten Anlage? Ich glaube angeben zu können, wie es damit zugehe. Es ist gleich viel widerstehendes in dem Gedanken, an Einen Knaben, ist es gleich ein Fürstenkind, beständig angekettet zu leben, als in dem Gedanken, sich beständig bewacht zu wissen. Beide Teile suchen Schleichwege; der Hofmeister, um auch der auf sich genommene Pflicht entgegen, sich zuweilen von seinen Banden zu befreien; der Prinz, um dessen Wachsamkeit zu betrügen. In beiden Fällen geht es gleich schlimm. Der Hofmeister will und muß die Vernachlässigung seiner Pflicht verbergen. Dies sezt ihn in eine Abhängigkeit von Personen, die ihn beobachten und die ihn angeben könnten, von Kammerdienern, Lakaien, oder wol gar von Stubenmägden. Er ist wol gar genötigt, sie zu bitten, um den Prinzen zu bleiben, bis er wieder erscheint. Der Prinz, der es weiß, daß etwas Pflichtwidriges vorgehe, ist auch

Meister von dem Geheimnisse. Er würde es verrahten, wenn er nicht in der Abwesenheit des Hofmeisters sich besser zu befinden glaubte, als in seiner Gesellschaft. Die niedrigen Personen, welche sich alsdann an ihn drängen, oder die dieser selbst an ihn bringt, werden es schon dahin zu bringen wissen. Der Prinz wird diese Zwischenzeiten als die Zeit seiner Freiheit ansehen. Er wird sie in allen Arten der Unterhaltung um so viel mehr zu geniessen suchen, je verschiedener sie von derjenigen Unterhaltung sind, die er in dem Umgange seines Hofmeisters gewöhnlich hat. Nun ist sein Herz für alle Eindrücke, für jedes Laster offen, daß ihm diese für seinen Umgang viel zu niedrige Menschen mitzuteilen gerahten finden. Der Hofmeister ist zufrieden, daß sein Prinz unterhalten werde, wenn er ihn seiner Pflicht zuwider verläßt. Wie er unterhalten werde, darnach fragt er entweder nicht, oder wenn er es tuht, und der bösen Folgen inne wird, so hat er sich selbst in eiu so nachteiliges

Verhältnis mit jenen Menschen gesezt, daß er nicht dagegen angehen und der anfangenden Verfürung kein Ende wieder machen kann.

Noch ärger, wenigstens geschwinder geht es, wenn der Prinz Mittel findet, die Wachsamkeit des Hofmeisters zu betriegen. Die dadurch auf eine kurze Weile eroberte Freiheit kann er nicht geniessen, als in dem er niedrigen und niedrig denkenden Menschen zueilt. Denn mit besser denkenden ist er nicht sicher, daß sie ihn nicht sogleich verrahten. Er bringt zu jenen den Entschluß mit, sich alles angenehm sein zu lassen, was sie ihm für diese gestohlnen Augenblicke zur Anwendung seiner Freiheit anbieten. Sie selbst werden ihm alles anbieten, was den Sinnen und Begierden und den anfangenden, oder von ihnen selbst erweckten Lüsten des Prinzenknaben schmeichelt, damit er so viel fester an ihnen halte, und oft zu ihnen wieder komme. Merkt dieß endlich der Hofmeister, so ist er fast eben so schlimm daran, als wenn er ihn durch eigne Schuld ver-

wahrloset hat. Denn er muß sein Versehen eben so gut zu vertuschen suchen, als in jenen Fällen der wissentlichen Aufgebung seiner Pflicht. Man setze sich in den Fall eines Hofmeisters, der nun als eine Folge des einen oder des andern Vergehens erfährt, daß ein Bedienter den Prinzen zum Trunk verführt, oder daß ihn ein Garderobe- oder Stubenmädgen zu ihren Lüsten frühe gemißbraucht, oder ein andrer Bedienter ihn gar zu stummen Sünden verleitet habe. Jezt weiß er nicht, wie er diese Menschen von ihm entfernen solle, ohne die Verfürung seines Prinzen aufzudecken und wahrscheinlich die Schuld davon durch fürstliche Ungade und Entlassung aus seinem Plaz zu tragen. Er wird es nicht wagen, und dann nur die weitern Ausbrüche und Folgen zu verhindern, oder wenigstens zu vertuschen suchen, bis sein Prinz das Alter erreicht hat, in welchem nicht mehr die Frage ist, ob man Prinzen vor allerlei Lastern hüten könne. Dann mag er von allerlei niedrigen Lastern angestekt, entnervt,

und mit einem Herzen voll der niedrigsten Büberei in die Welt treten. Man wird, wenn es bis dahin nur nicht laut geworden, dies als eine plözliche Umwandlung des nun zu frei gewordnen Prinzen ansehen und zu fragen vergessen, wie alt die Verfürung und durch wessen Schuld sie entstanden sei.

Nach dieser Vorstellung, die ich mir von dem natürlichen Gange der Aufsicht über einen Prinzen mache, den man unter recht strenger Aufsicht zu halten vermeinte, und in welcher, wie ich annehme, man nicht viel unrichtiges finden wird, glaube ich doch, daß die Moralität eines Prinzen in einer grössern Sicherheit sei, wenn man, wenigstens in den lezten Jahren des Knabenalters, die Bande der Aufsicht über ihn so löset, daß er sich nicht mehr bewacht im eigentlichen Verstande fühle. Man wird noch immer ohne dies eigentliche Bewachen seine Handlungen beobachten können. Man wird, wenn er irre gehen will, es vielleicht um so viel eher wahrneh-

men, weil er ohne Plan handelt. Man wird, wenn sich Menschen an ihn schmiegen oder drängen, die ihm gefährlich werden, vielleicht von ihm selbst es eher erfahren, weil nicht er sie gesucht hat, und ihn selbst zufriedener bei deren Entfernung finden, als wenn er selbst das Einverständnis mit ihnen hat entstehen machen, und, wenn man sie von ihm entfernt, nur darauf sinnt, ein ähnliches Einverständnis mit andern anzuknüpfen.

Aber bei dem allen ist so vieles zu überlegen, so vieles dem praktischen Verstande des Aufsehers zu überlassen, daß man nicht von mir erwarten wird, ich werde durch Auszeichnung von dem allen diesen Abschnitt noch weiter ausdehnen.

Freilich wird man weit mehr in diesem Abschnitt seiner Ueberschrift zufolge erwarten. Aber man erinnere sich an meinen eingeschränkten Zweck. Von derjenigen Moralität, die auf die künftige Geschäftsfähigkeit eines Prinzen ihre Beziehung hat, glaube ich genug gesagt zu haben.

Doch werde ich von Einem Gegenstande noch viel zu sagen haben, den freilich jedermann als einen der wichtigsten in der moralischen Erziehung ansieht. Dieser ist die frühe Vorsorge für die Keuschheit des Prinzen. Man sehe ihn nicht als einem Zwecke zu fremde an. Er dünkt mir so wichtig, daß ich am Ende dieses Abschnitts ihm ein besonderes Fragment widmen werde.

Zweites Fragment.

Von dem Unterricht des Prinzen im Knabenalter überhaupt.

Ueber diesen Gegenstand ist so vieles geschrieben, daß Leser ähnlicher Schriften wenig neues von mir erwarten werden. Ich selbst, der ich nicht gerne wissend oder unwissend andern nachschreibe, würde an diesen Abschnitt sehr ungerne gehen, wenn ich nicht in der eingeschränkten Absicht schriebe, welche ich schon so oft angegeben habe. Und in dieser bisher vielleicht zu sehr ver-

fehlten Absicht glaube ich doch manches sagen zu können, worin man mir noch nicht vorgegriffen hat.

Ueberhaupt ist es bei Prinzen ja wol so gewiß, als bei Menschen andern Standes, daß man sie nicht alle alles lehren, und daher bei manchen manches beiseite setzen müsse, weil es ihr Kopf nicht faßt, bei andern andre Dinge, weil sie ihren Neigungen widerstreben. Ich habe schon gesagt, daß ich um vieles nicht mögte dem gutmeinenden Wagenseil ein unsern Zeiten angemessenes Buch von der Erziehung eines Prinzen nachschreiben, der vor allem Studiren einen Abscheu hat. Aber wenn ich auch als Erzieher an einem so gesinnten Prinzen zu arbeiten hätte, so würde ich darum doch nicht den Muht verlieren, einen Geschäftsmann aus ihm zu ziehen, ja nicht einmal den Muht, ihm alle diejenigen Kenntnisse mitzuteilen, die ihm in dieser Absicht dienlich oder notwendig sind.

Die Geschichte sagt uns überhaupt wenig von der Erziehung und insbesondre von dem Un-

terricht der Prinzen, selbst derjenigen, die ihr die merkwürdigsten sind. Man hat von allen Zeiten her diese Lücke erkannt, und so mancher Schriftsteller vom Xenophon an bis zum Verfasser des Theodors hat sie durch Erdichtungen auszufüllen gesucht. Freilich giebt die Geschichte uns gern die Nahmen derjenigen an, denen man dieß wichtige Geschäfte auftrug. Aber wie sie dabei verfahren sein, welche Methode sie angewandt, welche Schwierigkeiten sie gefunden, und wie sie denselben begegnet haben, davon sagt sie uns selten etwas. Noch hat kein Prinzen-Erzieher, der in diesem seinen Geschäfte glücklich gewesen, durch Darlegung des ganzen Plans, nach welchem er gehandelt, und wie er seine Maasregeln den Umständen gemäß abgeändert oder modificirt habe, die Nachwelt unterrichtet. Denn einen solchen Plan der Erziehung, der gar keiner Abänderung bedürfte oder sie zuliesse, halte ich durchaus für unmöglich. Fenelons Telemach mag uns als eine Darlegung des

Plans gelten, nach welchem er den Herzog von Bourgogne erzog. Aber sein Prinz hatte doch, wie St. Simon erzählt, viele böse Neigungen, welchen Fenelon, wie der Erfolg bewies, mit Glück durch Maasregeln begegnete, welche wahrscheinlich ausser seinem ersten Plan lagen. Vielweniger hat einer von denen vielen, welchen ihr Werk mislang, geschrieben, warum es ihm mislungen sei. Ich habe einen Mann gekannt, welcher zwei Erbprinzen von zwei verschiedenen Staaten nach einander zu erziehen bekam. Mit beiden fiel es äusserst schlecht aus. Der erste ward solch ein Feind eben derer Geschäfte, für welche er gebohren war, daß er während seiner Regierung sein Land kaum einzelne Monate gesehen hat. Der zweite ward zum Glück seines Landes so wahnsinnig, daß er der Regierung für unfähig erklärt werden mußte. Ich glaube nicht allerdings, daß beides die Schuld des Erziehers gewesen sei. Aber hätte doch diesen Mann die Sorge für seinen Nachruhm getrieben, zu seiner

Entschuldigung das nieder zu schreiben, was er mit Wahrheit schreiben konnte! Es würde gewiß sehr belehrend sein. Indessen haben wir viele Erfahrungen, die uns doch etwas im allgemeinen angeben können. Von vielen Fürsten wissen wir, daß sie schlechte Regenten wurden, und ihre Geschäfte entweder nicht liebten, oder übel trieben, ungeachtet sie keinen Abscheu vor allem Studiren bezeugten, ungeachtet sie vollkommen schulrecht erzogen wurden, diese Erziehung von den gelehrtesten Männern ihrer Zeit besorgt oder geleitet ward, und ungeachtet sie bis in ihr Alter Freunde und Beförderer der Wissenschaften blieben, oder es zu sein vorgaben. Von andern wissen wir, daß sie zu keiner Wissenschaft Lust hatten, keine willig lernten, sie als Regenten haßten, und doch solche gute Geschäftsmänner wurden, als Regenten billig alle sein sollten. Das wurden sie dann freilich durch die Geschäfte selbst, und hatten auch das nicht einmal dem wenigen Unterrichte zu dan-

ken, den sie sich noch hatten gefallen lassen müssen.

Man erwarte doch keinesweges aus dieser Anmerkung die Folgerung, daß ein Prinz um so viel wahrscheinlicher ein guter Geschäftsmann werden werde, je weniger man ihn schulmässig unterrichtet, und seinen Kopf mit denen Kenntnissen anfüllt, durch welche man in andern Volksclassen gute Köpfe auszubilden sucht. Auch so gar die Folgerung muß ich verbitten, daß man ihn nur zu denen Kenntnissen anzuleiten suchen müsse, welche allein zu dem grossen Zweck leiten, einen guten Regenten, das ist, einen guten Geschäftsmann aus ihm zu ziehen, und daß man in dieser Absicht wol tuhe, ihm, wenn er ein guter Kopf ist, der wirklich vieles fassen kann, nicht die Lust zu andern Kenntnissen zu erwecken, die dem Regenten nicht eigentlich notwendig sind, oder, wenn sie ihm von selbst entsteht, sie durch alle mögliche Wege zu unterdrücken.

Friedrich II. widmete seine Jugendjahre den Wissenschaften so sehr, daß er auch deswegen seinem Vater misfiel? Noch als König widmete er nicht nur diesen, sondern auch der Schriftstellerei so viele Zeit, daß er zwar nicht der erste aber doch der stärkste Polygraph unter den Königen ward. Seine Lieblings-Kenntnisse haben gewis wenig dazu beigetragen, ihn zum ersten Geschäftsmann unter den Königen zu machen. Wäre er ganz das Gegenteil von dem allen geworden, so würde man, wie bei andern Grossen der Welt, die den Namen eines Gelehrten erlangt haben, insonderheit wie bei dem Vielschreiber Jacob I., die Schuld seiner Untähtigkeit auf seine Liebe zu den Wissenschaften und selbst zur Schriftstellerei geschoben haben. Was ich am meisten in den vielen Sammlungen von wahren oder nicht wahren Anekdoten über diesen grossen König zu finden wünsche, aber noch immer vermisse, sind Nachrichten, aus welchen man den frühern Gang seines Geistes einigermassen be-

urteilen könnte, in welchem er zu jener unvergleichbaren Tähtigkeit übergegangen ist. Freilich ist nicht leicht ein Prinz, der nicht, wenn er zum Regiment gelangt, und das Regieren ihm neu ist, den Geschäftsmann eine Zeitlang gern machte. Aber wenn nicht die rechte Anlage, wenn nicht die gehörige Kraft des Geistes in ihm ist, so fällt diese gute Periode immer sehr kurz aus. Wie ihm in dem Geschäftsfreien Leben, das er als Prinz führen mußte, Lust und Zeit zu vielen Kenntnissen entstanden sei, wie er mit einem von Suhm so anhaltend über Philosophie Briefe wechseln konnte, das sehe ich und jeder andre leicht ein. Aber davon bin ich doch sehr überzeugt, daß in dem allen nicht die Anlage zu dem grossen Geschäftsmann, zu dem Geiste der Ordnung, zu dem Beobachtungsgeiste war, den er nachher in so hohem Maasse äusserte. Auch Rechnungsgeist hatte er so vorzüglich, ohne durch die Mathematik dahinein geleitet zu sein. Am wenigsten von allen konnte ihm seine frühe Vor-

liebe für französische Weisheit diese Wendung des Geistes geben. Denn bis jetzt hat die Weisheit französischer Schriftsteller, einen Sülly und in gewisser Absicht Montesquieu ausgenommen, die er aber wenig gelesen zu haben scheint, wenig brauchbares für die wahre Regierungskunst. Bis jezt kann ich daher nicht anders, als annehmen, daß die Geschäfte selbst ihn zu dem Mann gemacht haben, der er wirklich ward, und daß die Wissenschaften, welche er vorzüglich liebte, ihm nur als einstweilige Beschäftigung seines Verstandes gedient haben. Selbst nicht einmal die Neigung zu denjenigen Beschäftigungen, in welchen er nachher sich so groß gezeigt hat, selbst nicht der Vorsaz, das zu sein, was er geworden ist, war ihm aus seinen frühern gelehrten Beschäftigungen entstanden. Man sieht zu deutlich aus seinen ersten Schritten nach Anfang seiner Regierung, daß er noch nicht Krieger war. Daß er wenigstens nicht früh an gute Staatswirtschaft dachte, würde die Anek-

dote beweisen, wenn sie gewis wäre, daß er hinter seinem Vater hergehend an die Gitter des Gewölbes schlug, welches desselben Schätze bewahrte, und dabei sagte: Wie werden sich diese Gefangenen freuen, wenn sie einmal frei kommen werden! Aber folgende Anekdote beweist, daß er auch nach seiner Gelangung zum Trohne sich eine Weile mit Gedanken ganz andrer Art beschäftigte. Sie ist noch uicht gedrukt, aber mir von zu guter Hand mitgeteilt, als daß ich Bedenken tragen könnte, sie bekannt zu machen. Der König war kaum zur Regierung gekommen, als er, der an seines Vaters Hofe nicht hatte lernen können, wie ein königlicher glänzender Hof eingerichtet werden müsse, sich von Pöllnitz davon belehren ließ, und ihm auftrug, einen Etat darüber zu machen. Mit diesem schikte er ihn zu dem Finanzminister von Bork und ließ diesem sagen, er möchte für das dazu nötige Geld sorgen. Bork sagte Pöllnitz das erste mal trokken: das geht so nicht. Mit dieser Antwort

kam er, der grosse Aussichten darauf gründete, zum Könige zurük, der seinen Befehl an Bork durch ihn wiederholen ließ. Ich muß, sagte dieser, den König selbst sprechen. Dies geschah, und nun stellte Bork ihm vor, wie die Lage Europens und insonderheit Deutschlands stehe, da der alte Churfürst von der Pfalz gewis nicht lange mehr leben, der Kaiser aber auch bald sterben könne, nach dessen Tode es mit der Pragmatischen Sanction mislich aussehen würde. Dann, sezte er hinzu, werden Ew. Majestät finden, daß der von ihrem Herrn Vater hinterlassene Schaz viel zu klein sei, zumal wenn er jezt schon angegriffen wird, um einen glänzenden Hof zu machen.

Fast mögte ich von dem so unwissenden, und keine Kenntnis oder Wissenschaft mit Einsicht befördernden Ludwig XV. behaupten, daß es die Schuld seiner Erzieher gewesen sei, daß ihm durch den ersten Unterricht nicht mehr Lust zu den eines Königs würdigen und ihm so nohtwendigen Beschäftigungen entstanden ist. Freilich war er

als Knabe sehr ungezogen und allem Unterrichte, den man ihm geben wollte, äusserst abgeneigt. Man wählte, um ihn zu bessern, das Mittel, eine Zeitung mit den Typen und in dem Format der Leidner Französischen Zeitung abdrucken zu lassen, in welcher seine Aufführung und seine Abneigung von allem nüzlichen Unterricht beschrieben und diesem angehängt ward, daß die Feinde Frankreichs sich zum voraus freuen könnten, unter einem so wenig gutes versprechenden Könige dasselbe recht sehr wieder sinken zu sehen. Dieß ward freilich nach der Zeit zu einer wahren Prophezeihung. Aber er hatte doch in seinen jüngern Jahren eine lange gute Periode, in welcher er noch keinen bösen Leitungen Gehör gab. Freilich hatte er eine weit gehende Lebhaftigkeit, von welcher ich jedoch nicht leugnen mögte, daß sie eben so gut, als die eines Carls XI., eines Peters I., und eines Friederich Wilhelms zur nüzlichen Tähtigkeit hätte übergeleitet werden können. Jedermann weiß, daß er in seinem Alter

den Kornhandel zu einem Lückenfüller seiner Zeit machte, und als Kornjude seinen Privatschaz zu eben der Zeit anhäufte, als der öffentliche Schaz in der wildesten Wirtschaft verschleudert ward. Hätte man, als es vergebens war, die für königlich geachteten Wissenschaften ihm mitzuteilen, ihn nach und nach zu der eines Königs würdigen Tähtigkeit, die nur wenig Wissenschaft voraussezt, übergeleitet, hätte insonderheit Fleury ihm den für ihn schicklichen Anteil an denen Finanzgeschäften gegeben, durch welche er während eben dieser Periode Frankreich von seiner grossen Schuldenlast beinahe befreiete, hätte er ihn wenigstens an eine anhaltende Uebersicht derselben zu gewöhnen gesucht, so mögte doch immer ein ganz andrer Mann aus ihm geworden sein, als welchen er früh schon erwarten ließ, und vollends als Greis zeigte.

Bisher ist mir noch keine Schrift über die Erziehung eines Prinzen vorgekommen, in welcher nicht der Gedanke zum Grunde läge und fast durchaus herrschte: Prinzen sind die ersten unter

den Menschen ihrer Geburt nach, sie müssen also auch die ersten unter den Menschen durch Erziehung und Unterricht werden. Dem zufolge ziehen diese Schriftsteller in diesen Unterricht alles, was man ausser den eigentlichen Brodwissenschaften als dienlich zur Aufklärung des Verstandes eines jeden andern Menschen ansieht, der nicht zu den niedrigen Volksklassen gehört. Leibnitz kannte die Grossen der Welt so gut. Er konnte besser, als unser einer, wissen, daß ihre Geistesfähigkeiten nicht immer ihrem Range angemessen sind, und daß mancher Prinz durchaus abgeneigt ist, die Fähigkeit, welche er wirklich hat, auf Wissenschaften anzuwenden. Dennoch geht sein von Herrn Doctor Böhmer in dessen Magazin für das Kirchenrecht ꝛc. S. 177 ff. des ersten Bandes ans Licht gebrachter Aufsaß über die Erziehung eines Prinzen fast allein darauf hinaus, denselben unter solchen Methoden, die von Leibnitzens Welt-Kenntnis zeugen, zu einem feinen Kopf und Vielwisser zu machen.

Erst am Ende erinnert er sich eines Ernsts des Frommen, der seine Jugend als Krieger verbrachte, und, ohne durch Wissenschaft vorbereitet zu sein, nachher ein Muster guter Regenten ward, und giebt ihm den Vorzug vor einem völlig so gut ausgebildeten Prinzen, als seine Vorschläge es angeben, wenn dieser die Vergnügungen mehr, als Regimentsgeschäfte liebt. Freilich war die Abhandlung viel früher geschrieben, als Leibnitz Zeuge des Contrasts werden konnte, welcher sich zwischen Friedrich I., der wenigstens Beförderung der Wissenschaften als der Fürstenwürde angehörend ansah, und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. zeigte, der sie durchaus nicht kannte, nicht achtete und dennoch ein so vorzüglicher Geschäftsmann ward.

Wagenseil schrieb sein Buch zu eben der Zeit, als Friedrich Wilhelm, Sohn einer Mutter, die selbst in gewissem Grade gelehrt, Freundin der Gelehrten und insbesondre Leibnizens Freundin war, unter eben deren Augen mit ei-

nem so entschiedenen Widerwillen gegen alle Wissenschaften aufwuchs. Er starb in eben dem Jahre, als es gedruckt war, und hat also nicht an eben diesem Prinzen den Beweis erleben können, daß doch nicht alles verloren sei, wenn es gleich nicht gelingt, einen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, dahin zu bringen, daß er gelehrt und geschickt werde. Doch wäre der Schade nicht groß, wenn dieser Mißgriff sich nur in Schriften fände. Aber er hat auch nur gar zu oft in der Ausübung Statt. Hat ein Prinz einen Hofmeister, der mit den Wissenschaften selbst bekannt ist, so wird er ihn alles das wollen lernen lassen, was er selbst gelernt hat. Hat der Hofmeister selbst nicht viele Kenntnisse, so wird er doch die Namen derer Wissenschaften wissen oder erfragen, in welchen man andre junge Menschenkinder gewöhnlich unterrichtet. Und dann ist es keine Frage mehr bei ihm, ob sein Prinz nicht alles das auch lernen müsse. Nur in Ansehung der Methode

wird man sich erinnern, daß er ein Prinz sei, und den Herrn Instructor anweisen, ihn hübsch leicht und spielend zu unterrichten. Zwischenher aber wird man sich erinnern, daß in der Residenz dieser oder jener in einzelnen Wissenschaften hochgelahrte Mann lebe. Man wird ihn herbeirufen, um den Prinzen zu unterrichten. Dieser wird sich nicht an die spielende Methode binden wollen, sondern es darauf anlegen, ein Meisterwerk an seinem Prinzen zu beweisen. Im ganzen Volk stimmt sich die Erwartung von dem Prinzen um so viel höher, je mehr man weiß, daß er Unterricht genießt und ihn anzunehmen scheint. Die hohen Eltern werden, um diese Erwartung zu bestättigen, den Prinzen von Zeit zu Zeit einem öffentlichen pedantischen Examen unterwerfen. Das wird dann ein Zeitungs-Artikel, und der Prinz, wenn er ihn lieset, allenfalls voll seines Ruhms in einem Fache werden, in welchem er doch eigentlich niemals glänzen soll. Dann wird er um so viel schweerer zu denen

Kenntnissen zurück zu bringen sein, deren er am meisten bedarf, die jedoch gemeiner, als jene, selbst in den niedern Volksclassen sind, und von denen er nie gehört hat, daß sie von Männern eines weit ausgebreiteten Rufes gelehrt worden sein.

Eine sehr gewöhnliche Folge dieser Ueberhäufung eines Prinzen mit mehrerem Unterricht, als für dessen Bestimmung dient, ist diese: Der Prinz muß in seinen Knaben- und einem Teile seiner Jünglings-Jahre sich zwar darein schicken. Aber es kömmt eine Zeit, da er mehr Meister von der Anwendung seiner Zeit wird, und da er selbst der Zucht seiner noch lebenden Eltern entwächst. In dieser Freiheit wird er mit Verdruß an manche seiner ehemaligen so unwillkührlichen Beschäftigungen zurück denken. Er wird nicht nur diese hassen, sondern einen ähnlichen Widerwillen wider andre Beschäftigungen seines Geistes fassen, an denen er doch mehr Gefallen damals fand, als sie ihn gelehrt wurden. Kömmt noch

dies dazu, daß er mit Pedanterei und auf eine sclavische Weise angeführet worden, so werden ihm diese Kenntnisse blos deswegen ein Gegenstand des Spottes werden, und nach der Art dieser Kenntnisse eine für sein Herz und seine Denkungsart sehr nachteilige Wirkung daraus entstehen.

Ein Prinz neuerer Zeit stand unter einem Hofmeister, der ihn mit dem Unterricht in der Religion äusserst überhäufen ließ. Er selbst führte ihn an allen Sonn- und Festtagen zur Kirche, wo Hofmeister und Prinz dem Hofprediger die ganze Predigt halb laut nachbeteten. Nachmittags muste der Prinz noch ein Stundenlanges Examen über eben diese Predigt anhalten. So ward der Prinz zwar ein ziemlich ausgelernter Theologe, und hätte allenfals selbst auftreten und predigen können. Aber dies hinderte nicht, daß er nicht schon jung von einem Teufelskinde unter dem Hofgesinde zu stummen Sünden wäre verführt worden. Als er aber seinen Vater überlebte und Herr seiner selbst und über tausende ward,

da war sein Herz desto offener für die Eingebungen jedes Buben, der ihm Religion und Tugend lächerlich machte, und seine Fortschritte in Lastern aller Art warin um desto schneller, bis seine körperlichen Kräfte unter den Folgen seiner Ausschweifungen erlagen.

Entsteht ja bei den Aeltern und Erziehern eines Prinzen ein Gedanke an die Notwendigket derer Kenntnisse, auf welche die wahre Regierungskunst sich gründet, oder die für die Tähtigkeit eines Regenten unentbehrlich sind, so denkt man auch gern dabei, daß diese für das reifere Alter des Prinzen aufbehalten werden müssen. Mancher Fürst hat es auch ungern, daß seinem Sohne Gedanken von demjenigen erweckt werden, was er zu tuhn habe, wenn er seinen Vater überlebt haben wird. Und so fällt dann die Belehrung von dem allen gewöhnlich in eben die Priode, von welcher ich jezt geredet habe. Man will den Prinzen das beste und notwendigste lehren, wenn er aus jenen Gründen entschlossen ist, nichts

mehr zu lernen. Ein Regent, der für Handlungskenntnisse sehr eingenommen war, wollte denn doch seinem Erbfolger dieselben mitteilen lassen. Zu einer Zeit, da er in seinem Staate gewisse neue Verfügungen in Ansehung der Handlung vornahm, wieß er den Prinzen an, sich von dem Manne, dessen Dienste er hauptsächlich dabei anwandte, sich über diese Dinge, und, wenn's gelingen wollte, über Handlungskenntnisse überhaupt unterrichten zu lassen. Allein der bis dahin scharf gehaltene Prinz war gerade in jener Periode, und so hatte es mit diesem Unterricht gar bald ein Ende.

Ich halte also es für sehr rahtsam, mit den vorbereitenden Kenntnissen zu künftigen Regiments-Geschäften schon in dem Knaben-Alter einen wenn gleich sehr unvollkommenen Anfang zu machen. Die dahin sich neigende Wendung kann seinem Geiste nicht früh genug gegeben werden. Ich werde an seinem Orte Geschäfte vorschlagen, in denen man ihn schon als Jüngling sich selbst

überlassen kann. Dieß wird am besten gelingen, wenn er nicht erst zu eben der Zeit, da man ihn zu solchen Geschäften leitet, seinen Kopf mit Erlernung der ersten Grundsätze derselben ermüdet, und ihm eben aus diesen Fehlern, die er aus Unkunde derselben in den Geschäften selbst begeht, Ueberdruß und Widerwillen erwachsen.

Wie aber, wenn nun der Prinz wirklich so wißbegierig ist, daß man besorgen muß, ihm Langeweile zu erwecken, wenn man ihn zu sehr an dasjenige binden wollte, was man in Absicht auf seine künftige Bestimmung ihm zuträglich hält? Man wird z. B. in lebenden Sprachen blos in der Rücksicht ihn belehren und üben wollen, wie er als Hof- Staats- und Geschäftsmann sie künftig brauchen wird. Er aber strebt, sie auch zu seiner Unterhaltung und Bildung des Geschmachs zu benutzen. Oder man lehrt ihn Mathematik, so wie sie ihm in Rücksicht auf den Krieg und die Landes-Oekonomie dienen kann. Er aber findet mehr Gefallen an der Theo-

rie, als in dieser Absicht nötig wäre. Oder man sammlet eine Hand-Bibliothek für ihn. Er aber findet Gefallen an der Literatur überhaupt, sucht grössere öffentliche oder Privat-Bibliotheken auf, um sich mit den Werkzeugen eigentlicher Gelehrsamkeit näher bekannt zu machen, als es seinen Erziehern lieb oder vorgeschrieben ist. Dies sind nun freilich sehr seltne Fehler der Prinzen, und die Zeit, in welcher sie sich ernsthaft äussern, mögte wol noch nicht in das Knaben-Alter fallen. Aber ich will doch lieber hier davon sagen, was ich davon sagen zu können glaube, weil schon in dem Knaben-Alter sich dieser Hang zeigen mögte, und alsdann auf die zuträglichste und richtigste Leitung dieses Hanges zeitig gedacht werden muß.

Man kann es als eine erfreuliche und viele Hofnung gewährende Erscheinung ansehen, wenn der Prinz schon als Knabe eine Wißbegierde äussert, die mehr des Zügels als des Sporns bedarf, die nicht immer auf fremden mündlichen Unterricht wartet, sondern gern ihren eigenen

Gang gehen mögte, und daher auf einzelne Dinge verfällt, die man ihn entweder gar nicht lehren wollte, oder für spätere Jahre aufsparte. Man kann nun wenigstens davon sich gewiß halten, daß der Prinz Kopf-Arbeiten liebe und nicht dazu genötigt zu werden bedürfe.

Daß aber doch ja nicht ein nur seinen Ruhm suchender Lehrer die Hofnung darauf baue, den Prinzen bald als einen glänzenden mit vielem und mannigfaltigem Wissen angefüllten Kopf darzustellen, ihn zu dem Ende übertreibe, und, weil er so willig dazu ist, mit zu vielen Kenntnissen in spem futurae oblivionis überhäufe! Man lasse ihn immerhin lernen, was er gern lernen will, lasse seiner anfangenden Autodidaxie Willen, und komme ihm durch mündlichen Unterricht nur in so weit zu Hülfe, daß man Ordnung und Folge der Ideen in seinen Kopf bringe. Dazu giebt den besten Weg öfteres Durchfragen und Unterhaltung über die von ihm selbst gelernten Dinge, und eben dabei wird ein verstän-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

diger Lehrer Anlaß genug zu solchen Anmerkungen finden, die ihn das praktisch nüzliche von solchen Kenntnissen lehren, von welchen er blos Unterhaltung erwartete. Z. B. er verfällt auf die Lesung von Reisebeschreibungen, lieset sie aber ohne Wahl und Ordnung, und gähnt bei Reisebeschreibungen, die ihn mehr belehren als unterhalten könnten. Wenn der Lehrer nur ihn dabei erhält, daß er die Geographie derer Länder, durch welche die Reisen gehen, immer daneben treibt, wenn er ihm statistische und historische Anmerkungen dazu macht, so wird gewiß dadurch vieles für jezt und fürs künftige gewonnen. Oder er liebt Geschichte; doch nur da, wo sie ihn unterhält, nicht da, wo sie ihn belehrt, oder ein verdrieslicher trockener Teil derselben blos des Zusammenhangs wegen mit gelernt werden müßte. Auch da wird er doch sich eben deswegen Erläuterungen lieb sein lassen, weil ihm der Zusammenhang fehlt, und der Lehrer wird diese Erläuterungen so geben, so auswählen kön-

Bayerische Staatsbibliothek München

nen, daß er merke, in denen Teilen, die keinen Reiz für ihn haben, sei doch auch manches unterhaltende und belehrende für ihn zu erwarten. Oder man hat ihm Lust zur Naturgeschichte gemacht, er aber verfällt zu sehr darauf. Da komme man ihm durch eine Sammlung zu Hülfe, wobei man es in der Macht haben wird, die Fächer am vollständigsten zu machen, die ihm die nüzlichsten sind, und in andre z. B. das der Conchylien, exotischen Kräuter oder Thiere nur selten ein Stück einzutragen. Man hat ja immer den Vorwand, daß man nicht so leicht dazu gelangen könne, wie zu andern nüzlichern Stücken z. B. den Mineralien. Dann hat der Lehrer Anlaß, ihn vollständiger und öfter über die vor Augen liegenden Subjecte zu unterrichten, als über die fehlenden, und so seinem Geschmack eine zuträglichere Richtung zu geben. Oder man hat ihm zu mechanischen Arbeiten Lust gemacht, ihm eine Kunst-Drechselbank und Uhrmacher-Werkzeuge gegeben; und nun will er immer drech-

seln oder Uhren machen. Ich würde mir nicht bange sein lassen, daß er dabei lange verbleiben und ein Drechsler Rudolph oder ein Uhrmacher Ferdinand aus ihm werden würde. Aber wenn ich das zu befürchten anfienge, so glaube ich doch, daß es mir nicht mislingen würde, diese Wendung seines Geistes früh oder spät zu mechanischen Beschäftigungen einer nüzlichern Art überzulenken, wenn ich ihm Modelle von Gebäuden oder Maschinen unter die Augen brächte, oder sie für ihn, allenfalls mit seiner Hülfe, verfertigen liesse.

Und wenn dann auch die Neigung zu irgend einer dem Regenten nicht nützlichen Kenntniß, Kunst, oder Liebhaberei bei ihm sich so bevestigte, daß es voraus zu sehen wäre, er werde künftig Zeit und Geld daran wenden, so wäre es doch gewiß zu viel Aengstlichkeit, wenn man dieses bei einem Prinzen sich mehr leid sein lassen wollte, als bei einem Knaben oder Jünglinge vom Privat-Stande, der ein guter vielumfassender Kopf

ist, und welchem man es ansehen kann, daß die Geschäfte seiner künftigen Bestimmung, welche sie auch sein mag, seine Zeit nie völlig ausfüllen werden. Wahr bleibt es doch immer, was auch Leibnitz in jener Abhandlung sagt, daß die Fürsten mehr Zeit übrig haben, als man denken mögte. Wahr bleibt es, daß es gute Hofnung von dem künftigen Regenten giebt, wenn man voraus weiß, daß die Lückenfüller seiner Zeit nicht sowol der gewöhnliche höfische Zeitvertreib, als die Erweiterung gewisser Kenntnisse sein werde, wo sein Geist wenigstens nicht zurück sinken wird.

Dieß gilt völlig auch von denen schönen Künsten, zu welchen gewöhnlich die Anleitung mehr oder weniger dem Prinzen gegeben wird, insonderheit von der Musik. Freilich hat die alte Geschichte mehr Beispiele von Fürsten, welche die Musik übten und Ruhm in diesem Talente suchten, aber dabei nichts taugten, als von solchen, die bei eben diesem Talente ihre Pflichten erfüllten. Wahr ist es auch, daß die bei den Virtuosen

unsrer Zeit so gewöhnliche Unbrauchbarkeit für eigentliche Geschäfte des bürgerlichen Lebens eine böse Vermutung wider die Musik in der Rücksicht giebt, in welcher ich hier von ihr rede. Aber die neuere Geschichte erweckt bei so vielen Beispielen grosser Fürsten, welche in der Ausübung der Musik es hoch brachten, das Vorurteil keinesweges, daß die Musik den Geschäftsmann in dem Fürsten verderbe. Der Prinz, welcher die Musik selbst übt, wird den durch sie veranlaßten Aufwand gewiß nicht so hoch treiben, als ein andrer, der sie nicht übt und nicht recht kennt, aber sie als ein in seiner Hofhaltung unentbehrliches Ding ansieht, und eben deswegen, weil kein ihn persönlich betreffendes Lob ihm daraus entstehen kann, überflüssig viel verwendet, um durch sie den Glanz seines Hofes recht blendend zu machen. Eine Fürstin neuerer Zeit hatte so wenig Geschmack an der Musik, es fehlte ihr so ganz das Gehör und Urteil darüber, daß immer einer ihrer Cammerherrn in Concerten oder Opern

ihr das Zeichen geben mußte, wenn es Zeit wäre, den Sängern und Instrumentalisten ihren Fürstlichen Beifall zuzuklatschen. Aber an eben diesem Hofe hatten diese Leute die beste Sache, und kränkten die Fürstin, die eigentlich kein Gutes von ihnen hatte, durch Virtuosen ihre Caprizen wol so sehr, als je ein Fürst von ihnen gequält sein mag.

Ueberhaupt glaube ich, so sehr auch die Anleitung eines Prinzen der Bestimmung desselben gemäß sein muß, daß man es bei Prinzen, die viele Fähigkeit und Lebhaftigkeit haben, sehr darin versehen könne, wenn man an dieser Einen Bestimmung gar zu ängstlich haftet, und ihnen von Jugend auf immer vorsagt: dies mußt du lernen, jenes weniger, ein anderes gar nicht, und zwar deswegen, weil du künftig Land und Leute regieren wirst. Man tuht gewiß besser, wenn man einem solchen viel umfassenden Kopfe einzelne Kenntnisse, Künste und Beschäftigungen darbietet, bei welchen er seiner künftigen Be-

stimmung von Zeit zu Zeit vergessen kann. Es macht den Menschen so einförmig, stellt den Kreis der Tähtigkeit, in welchem er sich brauchbar machen könnte, so enge dar, wenn man ihn immer auf Einen Zweck hinaus weiset! Die Wissenschaften haben überhaupt am wenigsten durch solche Gelehrte gewonnen, die schon von Jugend auf wußten, welchem Fache sie sich zu widmen hätten. Ich habe manchen guten Kopf gekannt, der die gegründeten Erwartungen, welche er früh vou sich erregte, als Gelehrter und als Geschäftsmann schlecht erfüllte, weil er die Nüzlichkeit derer Kenntnisse, die für seine Fassungskraft nicht zu schweer waren, und seine Wißbegierde eine Zeitlaug reizten, lange vorher blos in der Beziehung auf sein Hauptwerk beurteilte, ehe er an dieses selbst gelangte.

Beglückt ist der, zu dem sein Vater spricht: Sohn! sei gelehrt! — — sagt Hagedorn. Beglückt ist auch der, dem sein Vater sagt: Sei Kaufmann, wie ich! Und dreimal beglückt ist

gewiß in seinem Jugend-Gefühl der Prinz, dem seine Geburt sagt: Sei Fürst! Sei Oberherr von vielen tausenden! Aber wenn alle zu früh voll von diesem Jugend-Gefühl sind, wenn insonderheit unverständige Führer ihrer Jugend ihnen immer diese einzige Bestimmung vorhalten, so werden alle nie grosse Leute in ihrem Fache, wenigstens keine grosse Geschäftsmänner werden. Denn dieß wird derjenige nimmermehr, der sich seinen Wirkungskreis vor der Zeit, da er ihn kennen lernt, gar zu enge gedenkt.

Der Prinz weiß nun einmal seine Bestimmung gar zu gut. Aber es ist eben desto notwendiger, in der ihm zu gebenden Anleitung sie ihm zuweilen aus den Augen zu rücken, und ihn in eben denen Wegen sich beschäftigen zu lassen, in welchen andre junge Menschen sich nüzlich und angenehm beschäftigen.

Hievon läßt sich noch Eine für sein Herz und seine Sitten zuträgliche Wirkung erwarten, nemlich das Gefühl der Verlegenheit andrer, die sich

mit eben diesen Dingen beschäftigen, und die Erweckung eines Wetteifers, zu welchem ihm sonst kein Anlaß entsteht. Wenn ich einen Prinzen, der sich selbst fühlt, Tag aus Tag ein in der Regierungskunst und allem, was dieser anhängt, oder auf dieselbe einige Beziehung hat, zu unterrichten hätte, so ist doch die Hauptsache zu der Zeit immer nur ein Ideal für ihn. An Anwendung der ihm von mir mitgeteilten Weisheit ist noch nicht zu denken. Er erfährt nicht, wie es ihm mit derselben gelinge, faßt aber vielleicht schon hohe Gedanken, wie es ihm gelingen werde. Wollte ich ihn auf grosse für ihn schweer zu erreichende Muster hinaus weisen, so wird noch jezt kein Wetteifer Statt haben. Immitteist werden seine Ideen vielleicht so hoch gespannt werden, daß er nicht daran zweifelt, diese hohen Muster zu erreichen, wo nicht zu übertreffen.

Von diesem Ideal erfüllt, auch ohne viele vorgängige Belehrung, beträgt sich wirklich mancher schwache Prinz, einer längere, ein anderer

kürzere Zeit, als wenn er demselben ganz ein Genüge tuhn wollte. Freilich kömmt es dabei noch auf die fernere Leitung an, und ob der nunmehr zum Fürsten gewordene Prinz unter derselben bleiben will. Unter einer solchen nemlich des Card. Fleury Leitung blieb Ludwig XV. zwanzig Jahre durch erträglich gut. Nero hielt nur fünf Jahre unter dem Seneca aus. Aber wie manchem jungen Fürsten werden so viele Monate schon zu lange! Aber wenn eben dieser Prinz andre Kenntnisse lernt, in deren Anwendung, oder Künste, in deren Ausübung sich hervor zu tuhn man nicht Prinz, sondern nur ein wie gewöhnlich gebohrner Mensch sein darf, so wird er etwas dabei fühlen. Er wird bei der Musik fühlen, daß es bessere Musiker, bei der Mahlerei, daß es bessere Mahler, bei schönen Wissenschaften, daß es grössere Belletristen, bei der Gelehrten-Geschichte, daß es grössere Literatoren, bei der Philosophie, daß es grössere Philosophen gebe, als er zu werden hoffen kann, wenn er eben diese

Dinge noch so eifrig treibt, und auch schon anfängt, sich etwas darin zuzutrauen. Und das ist ihm wahrhaftig in mancher Absicht sehr gut!

Drittes Fragment.

Wie der Prinz als Knabe zum Rechnen anzuleiten sei.

Ich habe viele Gründe, dieser Materie einige Blätter besonders zu widmen. Vielleicht haben meine Leser sie schon in dem Fragment über den Unterricht des Prinzen vermißt. Aber ich halte es für ein ganz verschiednes Ding, einem Menschen überhaupt Aufklärung, oder ihm ein so wichtiges Mittel zur Aufklärung einer gewissen Art mitzuteilen, als es die Lust und Fähigkeit zum Rechnen ist. Man denke ja nicht, daß beides sich natürlich zu einander finde. Der fähige Kopf, der eine jede andre Art von Aufklärung begierig annimmt, wird vielleicht nicht Lust zum

Rechnen fassen, wird sie blos deswegen nicht fassen, weil diese Uebung des Verstandes mit der übrigen ihm schon mitgeteilten Aufklärung zu sehr contrastirt. Mancher andre, dem man früh zum Rechnen Lust gemacht hat, wird andern Arten der Aufklärung immer abgeneigt bleiben. Ich mag nicht die häufigen Erfahrungen hier weitläustig beibringen, die mir darüber seit vielen Jahren entstanden sind. Es sei genug hier zu sagen, daß man den Prinzen, bei einer sonst sehr sorgfältigen Erziehung, in diesem Stücke sehr verderben kann. Man kann ihm, wenn er Kopf hat, glänzende Talente mitgeteilt haben. Er kann bei grossen Geistesfähigkeiten anscheinend die besten Hofnungen geben, und eben deswegen wird man keinen Rechner aus ihm machen können.

So viel werde ich zum voraus sagen dürfen: Ich will lieber, daß mein Prinz für manchen andern Unterricht gar keine Neigung und Fähigkeit habe, wenn er sie nur fürs Rechnen hat. Ich will lieber, daß er wenig Wiz, wenig Gedächt-

nis äussere, als daß ihm der zum Rechnen erfo= derliche Grad des Nachdenkens und die dazu nö= tige Stetigkeit fehle. Ohne Geist des Rechnens giebt es keinen Geschäftsmann, giebt es keinen guten Regenten. Werde ich das noch beweisen dürfen? Doch, da wirklich diese wichtige An= leitung in der Erziehung des Prinzen so sehr über= sehen wird, da selbst der so grosse Philosoph und Mathematiker Leibniz in der vorher angeführ= ten Abhandlung des Rechnens mit keinem Worte erwähnt, so will ich, doch nur kurz, aufzählen, in wie mancherlei Rücksicht dem Prinzen das Rechnen unentbehrlich sei:

1) Weil seine Staats=Wirtschaft die größte ist, mit welcher ein Mann belastet sein kann.

2) In Rücksicht auf seine Privat= oder Hof= wirtschaft. Wie wenig Fürsten würden die Ver= schwender sein, die sie sind, wenn sie nur erträg= lich rechnen könnten!

3) In Rücksicht auf die Wirtschaft, oder Oeko= nomie bei dem Militär=Wesen in Friedenszeit.

4) In Rücksicht auf die Kriegs-Wissenschaft selbst, auf die Taktik und Castrametation, die zu berechnende Möglichkeit und die Verbindung von mehreren Manövern, wie auch den bei wirklichem Kriege entstehenden ausserordentlichen Aufwand.

5) Für das wichtigste Bedürfnis halte ich die Fähigkeit, die der Fürst hauptsächlich durchs Rechnen gewinnt, seine Diener zu beurteilen. Dies geht meinem Urteile nach weiter, als man denkt. Ein gutmütiger oder in seinen Fähigkeiten eingeschränkter Fürst findet immer grosse Schwierigkeit, in irgend einem Teile seiner Regimentsgeschäfte zu einem bestimmten Urteile über die Art, mit welcher er bedient wird, über die Treue und den Eifer seiner Geschäftsträger zu gelangen. Da hat alles mehr als Eine Seite. Man weiß auch, wenn ihm die Augen offen gehen wollen, die Sache zu verkleistern, und auf der andern Seite entsteht ihm so manche Erfahrung, daß man ihn zur Unzeit aufgebracht habe,

Strenge zu üben. So läßt er dann mehr und mehr fünf gerade sein, nach einem Sprichwort, das gewissermassen darauf deutet, daß, wer nicht mit Zahlen umzugehen weiß, auch in andern Dingen schwach und ohne Einsicht handle.

Ist aber der Fürst ein guter Rechner, so darf er in einem grossen Teile seiner Geschäfte nicht mit fremden Augen sehen. Die Zahlen sind fürchterlich für den Bedienten, der ihn betrügen will, und der sonst Mittel genug finden würde der Angabe vieler Feinde zu entweichen. Die Zahlen sind stumme aber unwiderlegliche Zeugen wider jeden von dem Prinzen angestellten Geschäftsmann, wenn Familie, Günstlinge oder gar Mätressen ihn Schuldlos zu machen arbeiten, aber auch für ihn, wenn alle diese ihn ohne Schuld zu stürzen suchen. In allen Geschäften, die mit Rechnungen verbunden sind, (und dieß sind doch die meisten Regimentsgeschäfte) kann auch ein mittelmässiger Fürst klar sehen, und sich auf sich selbst verlassen. Dieß entzieht ihn schon etwas

der Abhängigkeit von fremdem Raht, in welcher er sich sonst beruhigen würde. Vorfälle, in denen er durch seine Rechnungsfähigkeit dem Betrug auf die Spur gekommen ist, geben ihm einen Teil des Mistrauens, das ein Regent doch immer in gewissem Grade haben muß. Ich mögte behaupten, daß nie ein Prinz, der gut rechnen konnte, und gern rechnete, sich, auch bei mittelmässigen Talenten, so blindlings habe regieren lassen, wie so mancher Prinz von scheinbar glänzenden Eigenschaften, und der selbst seinem Kopfe weit mehr zutrauete. Die in den Geschäften vorkommenden Zahlen geben ihm eine Uebersicht von deren Fortgange und Zusammenhange, welche er in Geschäften andrer Art nicht durch mündlichen oder schriftlichen Vortrag gewinnen kann. Aber im Ganzen lernt er mit eignen Augen sehen, lernt den Gang der Geschäfte überhaupt beurteilen, und gewinnt Geist der Ordnung. Man sieht eben das in andern Ständen. Mancher Kaufmann ist sehr geschickt in allen Geschäften

seines Comtoirs, treibt sie mit Lust, und ist ein feiner Spekulant. Aber selbst rechnen behagt ihm nicht. Er läßt seine Bücher durch einen besoldeten Mann so gut, wie andre Kaufleute führen, wirft aber selten einen Blick darauf, und weiset oft seinen Buchhalter ins weite, wenn er von ihm die zur Führung der Bücher nothwendigen Materialien verlangt. Solche Leute gehen gewöhnlich zu Grunde, wenn dagegen ein andrer, dem man kein andres kaufmännisches Talent ansieht, als daß er gut und gern rechnet, und, was er durch andre rechnen läßt, fleißig nachsieht, geschwind zu einem reichen Mann wird. Man wird auch immer finden, daß Männer dieser Art ihre Handlungsbediente besser in Ordnung und zu ihrer Pflicht anzuhalten wissen, als jene.

Zum wissenschaftlichen Unterricht in der Arithmetik ist noch nicht die Zeit im Knaben-Alter. Aber eben dieß Alter muß man ja nicht vergehen lassen, ohne dem Prinzen die leichtern und alltäglichen Beschäftigungen mit den Zahlen ange-

nehm und interessant zu machen. Ein Mittel dazu geben Spiele ab, bei welchen viel zu zählen vorkömmt, z. B. das Picket. Es giebt auch Kartenkünste nnd andre Kunststücke, die nur durch zählen aufgelöset werden können. Seine Lehrer tuhn gewiß wol, ihn dieselben aus so vielen Büchern dieses Inhalts zu lehren. Sie müssen aber sie mit Wohl aussuchen und vom leichtern bis zum schwerern so fortgehen, daß ihm die Lust entsteht, das schwerere nach dem leichtern zu lernen. Noch darf kein Gedanke an ernsthaften Unterricht dabei Statt haben. Man lasse den Reiz, seinen Verstand zu zeigen, der bei aufgeweckten Knaben so viel vermag, so lange wirken, als es damit allein gehen will. Wichtiger aber und besser ist es, wenn er auf den Wegen eines ernsthaften Vergnügens weiter dazu angeleitet wird.

Dabei kann man ihn auf allerlei aus den Maassen entstehende und sich darauf beziehende Rechnungen leiten, ohne daß noch

von eigentlicher Erlernung der Geometrie und deren Gründen die Rede sein dürfte. Ist er z. B. auf die Arbeiten und den Nutzen der Landwirtschaft aufmerksam, so wird es ihn auch interessiren zu wissen, wie groß ein Stück Landes sei, das man zu einem Scheffel Aussaat rechnet, wie groß eine Wiese oder eine Weide sein müsse, um z. B. zehn Kühen oder Pferden Grasung oder für den Winter hinreichendes Heu zu geben. Man kann ihn anschaulich lehren, wie sich die Zahlen vom Längenmaasse zum Flächenmaasse und von diesem zum körperlichen verändern. Ich weiß zwar wol, daß viele Menschen ihre Tage verleben, ohne dieß richtig zu beurteilen. Ich bin gewiß, daß unter funfzig erwachsenen auf gewöhnliche Weise unterrichteten Menschen höchstens Einer eine so einfache Frage, wie diese, auflösen wird: Wenn ein Tisch, an welchem zwölf Menschen Plaz haben, doppelt so lang und breit gemacht wird, wie viel Menschen können an demselben sitzen? wie viel grösser können die

Schüsseln bei gleicher Zahl sein, und wie viel mehr Essen kann auf diesen Schüsseln aufgetragen werden, wenn sie auf doppelte Höhe angehäuft werden? Wenn man aber eben das von einem Tische fragt, der um die Hälfte länger und breiter wird, folglich die Frage in Brüche fällt, so wird von zweihundert Menschen nicht Einer die Antwort zu geben wissen. Aber der künftige Fürst und Geschäftsmann muß dies wissen, und man tuht wol daran, wenn man durch leichte belustigende Fragen dieser Art ihm früh die Lust erweckt, es zu wissen.

Das Militär giebt noch mehr Anlaß zu Fragen und Beispielen dieser Art. Aber diese kann man auf die Jünglings-Jahre versparen.

Zur Geometrie eile man nicht mit ihm, als bis er bei seiner Uebung im Rechnen schon viele klare Begriffe von praktisch nutzbaren geometrischen Wahrheiten gesammelt hat. Ich habe nnn schon seit mehr als dreissig Jahren erfahren, daß alle zu meinem mathematischen Unterricht kommende

junge Leute nicht weit gelangen, wenn sie nicht vorher die gemeine Arithmetik im gewöhnlichen Unterricht ernsthaft geübt haben. Nicht, als wenn die Geometrie sich so sehr auf die Arithmetik gründete. Man kann den ganzen Euklides durchstudiren und verstehen, ohne nur Einmal die Feder zum Rechnen anzusetzen. Aber für unsre Zeiten, wo jeder Knabe oder Jüngling, auch in den niedern Volksclassen, doch wenigstens eine Zeitlang zum Rechnen angehalten wird, kann ich immer sicher schliessen, daß derjenige, welcher des Rechnens früh müde geworden ist, es sei nun aus Mangel der Fähigkeit, oder bei einer zu schlechten Anleitung, auch keinen Kopf oder keine Lust zur übrigen Mathematik haben werde. So geht es auch gewiß mit jedem Prinzen. Ist es nicht gelungen, oder hat man es darin versehen, daß ihm die Zahlen nicht angenehm geworden sind, so verschone man ihn mit allem ernsthaften Unterricht in der übrigen Mathematik. Rechnet er aber gern und hat man ihm ein Interesse

daran entstehen gemacht, so führe man ihn in die Mathematik, so weit es ihm dienen kann, denke aber auch nicht, daß viel daran verloren sei, wenn die Geometrie in ihren etwas schwereren Sätzen ihm nicht schmeckt. Alsdann muß man zufrieden sein, wenn er an denjenigen Aufgaben der angewandten Mathematik Gefallen behält, die mit seinen künftigen Geschäften im Zusammenhange stehen und sich arithmetisch behandeln lassen.

Ein grosser Zweck, der eben damit verbunden werden kann und muß, ist, den Prinzen den Wehrt des Geldes kennen zu lehren. Dieß bedarf er mehr, als irgend ein andrer junger Mensch, wenn derselbe gleich in weit eingeschränktern Umständern lebt. Denn, wenn ein solcher darin fehlt, so fallen die Folgen seiner übeln Wirtschaft blos auf ihn zurück.

Dieß wird freilich in der Erziehung der Prinzen sehr vergessen. Ich mögte nur Ein Exempel wissen, daß man junge Prinzen auf diesen

wichtigen Punct aufmerksam gemacht hätte. Von ältern Prinzen sind Beispiele genug da, daß die Kargheit ihrer Väter sie in Verlegenheit mit ihrer Privat-Wirtschaft sezte, als sie schon ihren besondern Hofstaat hatten. Aber man nenne mir doch dieß nicht als ein Mittel, sie den Wehrt des Geldes kennen zu lehren. Eine zerrüttete Wirtschaft, die zum Schuldenmachen auf solche Bedingungen nötigt, die um so viel schwerer sind, je ungewisser die Wiederbezahlung auf den Fall des frühern Todes des Prinzen ist, verleitet den Prinzen, einstweiliger Bedürfnisse halber, den Wehrt des Geldes um desto geringer zu achten, je weniger er in seinem durch Schulden unterhaltnen Aufwande Ordnung zu halten vermag. Mit Sehnsucht erwartet er die Veränderung seiner Lage in eine solche, da er ganz frei in seinem Aufwande wird, und, wenn er dazu gelangt, wird er die ererbten Schätze und seine vermehrten Einkünfte für unerschöpflich halten. Friedrich, so ein grosser Wirt er nachher ward, war in einer

solchen Lage noch gar nicht iu dem rechten Sinne, wenn die im vorigen Abschnitt von mir angeführten beiden Anekdoten völlig wahr sind. Er war es auch noch nicht, als er durch von Suhm so ängstlich über Vorschüsse negotiiren ließ, und seine Philosophie über den Wehrt des Geldes war gewiß damals noch nicht die rechte.

Ich mögte daher sehr rahten, dem noch jungen Prinzen ein gewisses Geld zwar zu seiner freien Verwendung zu geben, aber ihn zu einer genauen Rechnung darüber anzuhalten. Man wird wol tuhn, ihm dieß in mehr als Eine Casse einzuteilen. Z. B. Eine zur Anschaffung von Kleinigkeiten, Nippes und zu Nebenkosten bei seinen Vergnügungen. Man kann dabei seine anfangende Kauflust beobachten und leiten, die so manchen Prinzen so sehr in Unordnung und Verlegenheit sezt. Eine andre Casse zum Spiel, und eine dritte zur Woltähtigkeit. Ich habe schon gesagt, daß man den Prinzen in Ansehung der Woltähtigkeit nicht verleiten müsse. Diese

Casse muß also sehr mässig gehalten werden. Sieht man, daß er zu willig in diese Casse greift, so ist es Zeit, ihm die sehr allgemein geltende Wahrheit einzuprägen, daß kein Verschwender in die Länge woltähtig sein könne. Sie ist für grosse Fürsten so wahr, als für den Mann, der in eingeschränkten Umständen lebt.

Dabei muß man ihn abhalten, ohne Noht in Eine dieser Cassen zu greifen in Fällen, für welche dieselbe nicht bestimmt ist. Nimmermehr muß er in die Casse der Woltähtigkeit greifen, wenn seine Kauflust die erste ausgeleret hat, oder er im Spiel unglücklich gewesen ist. Aber die erste Casse mag zuweilen etwas für die dritte abgeben, wenn er mit jener gut gewirtschaftet hat. Dabei erfährt er die Wirklichkeit der jezt eben gepriesenen Wahrheit. Ueberlegte Woltähtigkeit, die nicht früher wirkt und Geld verwendet, als bis andern Bedürfnissen ein Genüge geschehen ist, führt nimmermehr irre. Er mag auch aus der ersten Casse seine Spiel-Casse ergänzen,

um sich zu belehren, daß ein unglücklicher Spieler dafür andre Dinge, die er gern hätte, entbehren müsse. Aber dann muß man ihm jene Casse nicht zu geschwind wieder füllen.

Für die Jünglingsjahre lassen sich andre ernsthaftere und erheblichere Mittel vorschlagen, um dem Rechnungsgeist mit einer guten Wirtschaft vereint in dem Prinzen Nahrung zu geben und ihn zu bevestigen.

Viertes Fragment.

Von den für einen Prinzen rahtsamen Belustigungen, insonderheit vom Spiel.

Es ist eine gefährliche Klippe in der Erziehung eines noch jungen Prinzen, so wie aller Knaben in den ersten Volksclassen, daß sie durch die Lebensweise ihrer Eltern früh verleitet worden, Vergnügungen als einen der wichtigsten Zwecke ihres Lebens anzusehen. Aber Ein Gutes kann doch

eben daraus zuweilen entstehen, daß sie dessen, was in den höhern Ständen Vergnügung heißt, unendlich mehr gewohnt werden, als andre junge Menschen, weil es oft und mit einer gewissen Einförmigkeit ihnen sich darbietet. Es ist eine gefährliche Folge einer eingezogenen jugendlichen Erziehung, daß Jünglinge, die in derselben lange haben ausdauern müssen, alsdann, wenn sie zu mehrerer Freiheit gelangen, um so viel mehr von den Vergnügungen hingerissen werden, je weniger sie deren vorher genossen haben. Es würde mich zu weit führen, wen ich die Erfahrungen hier beibringen wollte, die mir davon bei Jünglingen aus den mittlern Volksclassen häufig entstanden sind. Ich glaube, daß es nicht schweer fallen müsse, einen jungen Prinzen, bei welchem sich eine richtige Denkungsart äussert, dahin zu leiten, daß er die Last der verhaßten Einförmigkeit der so immer in Einem engen Kreise wieder vorkommenden Hof-Lustbarkeiten sehr früh zu fühlen anfange. Es wird in-

sonderheit darauf ankommen, wie er seine Eltern davon urteilen hört, und was für einen Grad oder Art von Teilnehmung an denselben er bei ihnen bemerkt. Lieben jene nicht selbst den Hofstand mit Leidenschaft, lassen sie ihn oft hören, daß sie denselben als eine mit ihrem hohen Range verbundene wahre Last ansehen, so wird er früh ihnen das glauben, und das Glück seines Lebens in Aufheiterungen einer bessern Art zu suchen anfangen. Längere oder kürzere Reisen nach diesem oder jenem Lust-Schlosse, wo der Hofstand nicht mit hinfolgt, ländliche Lustbarkeiten ohne viel Zurüstung und Kosten, Reisen zu solchen Gegenden des Landes, wo etwas für ihn zu lernen ist, werden am Ende eben den Reiz für ihn gewinnen, den sie für ein Kind geringeren Ranges haben, wen sie ihm als ein Einschiebsel in den gewöhnlichen Gang seines Lebens angeboten werden.

Dabei muß jede Gelegenheit benuzt werden, ihn mit menschlicher Tähtigkeit bekannt zu ma-

chen und ihn zu einer Teilnehmung an deren gutem Erfolge zu gewöhnen. Wohl dem Volke, dessen künftiger Fürst eben so gern, und noch besser, wenn er lieber einem Erndte-Feste zusieht, als auf einem Bal paré selbst paradirt!

In der Taht ist dieß der beste Weg, dem Prinzen den ersten Gefallen an denen mannigfaltigen menschlichen Beschäftigungen zu erwecken, die er künftig als Fürst zum Vorteil des Ganzen leiten soll. Ihm muß die erste Bekanntschaft mit denselben auf eine Art gegeben werden, die ihm selbst Vergnügen erweckt, und sein Herz auf eine ihm nicht gewohnte Weise aufheitert. Weil noch nicht vom Unterricht über diese Geschäfte die Rede sein kann, so muß man nicht auf den Zusammenhang und auf die Ordnung sehen, in welchen diese Geschäfte auf einander folgen, sondern aus ihnen diejenigen ausheben, deren Anblick ihm der erfreulichste sein kann. Man führe ihn noch nicht zuerst auf den Acker, um dem Pflügen, nicht in die Weinberge, um den schwereren Ar-

beiten des Winzers in der Nähe zuzusehen. Denn da sieht er noch keine fröliche, sondern nur schweer bemühete Menschen. Aber man lasse ihn das Feld besehen, wenn die Saat aufs beste steht, den Weinberg, wenn die Blüte sich schon reichlich angesezt hat; und dann führe man zu seiner Zeit ihn zur Heu- zur Kornerndte und zur Weinlese. Man führe ihn nicht dahin, wo der Bauer seinem Edelmann oder dem Pächter des Fürsten unwillig frohnt, sondern dahin, wo der ihm selbst erworbene Gewinn seiner Arbeit ihn froh macht; nicht in eine Gegend, wo ein dürrer Boden die saure Arbeit des Landmannes nur kärglich lohnt, und seine Armuht sich im Schmutz, in lumpichter Tracht und halb zusammen gefallenen Hütten entdeckt, sondern dahin, wo die Beweise seines Wolstandes in die Augen fallen, in die schönsten Dörfer des Landes, in reinliche Meiereien, in Fluren, wo wol unterhaltene lebendige Zäune, reingehaltene Gräben, Bauergärten, die neben den Erdtoffeln und Rüben auch andres Gemüse

und nicht ganz gemeines Obst ihrem Besitzer eintragen, bei jedem Blick ihn vermuhten lassen, daß der an das alles gewandte Fleiß hinlänglich lohne. Wie man ihn zu einer nähern Teilnehmung an diesen Beschäftigungen überleiten könne, davon werde ich erst reden dürfen, wenn ich den Prinzen als Jüngling nehme.

Bei diesem Anschauen muß man das anfangende Vergnügen auch nicht einmal durch den Schein eines Unterrichts unterbrechen. Man muß abwarten, bis er selbst fragt. Wenn er das zu tuhn anfängt, so muß sein Hofmeister oder Instructor ihm ja nicht zu umständlich und zu förmlich antworten. Er mag lieber sich als unwissend oder nicht genug unterrichtet stellen, und unter diesem Vorwande einen der Arbeitenden, er sei Herr oder Knecht, herbeirufen. Am besten, wenn er sich einen solchen vorher ausgemerkt hat, der ohne Verlegenheit oder Verwirrung dem Prinzen antworten kann. Dadurch wird er zu der einem Fürsten so notwendigen Nei-

gung vorbereitet, seine Aufklärung da zu suchen, wo sie am sichersten zu finden ist, und zu der herrlichen Gabe, sich mit Leuten allerlei Standes zu unterhalten, wenn sie nur ihr Werk verstehen.

Es giebt andre Geschäfte, zu welchen man den Prinzen unter dem Vorwande der Aufheiterung und des Vergnügens führen, ja selbst kleine Reisen machen lassen kann. Der Fürst muß keinen Bau unternehmen, oder der Prinz muß demselben oft zusehen. Fällt ein beträchtlicher Wasserbau vor, so muß er oft dahin, und wenn es auch mehrere Meilen weit wäre. Er sieht da mehr menschliche Erfindsamkeit in Ueberwindung schwerer von der Natur in den Weg gelegter Hindernisse, als bei dem schwersten Gebäude in festem Boden.

Ich bin gewiß, daß, wenn er bei den kunstlosen Beschäftigungen des Landbaues gar noch nicht gefragt hat, er hier Unterricht verlangen werde. Dabei kann man ihm dann schon die zur Hand seienden Risse, und noch besser Modelle

zeigen und sein Auge gewöhnen, sie, es sei so unvollkommen, wie es wolle, mit dem unter Arbeit begriffenen Werke zu vergleichen.

Ich bin sehr überzeugt, daß es nicht mislingen könne, in diesem Wege einem Prinzen, der einige Fähigkeit hat, einen Gefallen an menschlicher Geschäftigkeit unter dem Vorwande der Vergnügungen zu geben. Ich würde im Gegenteil die schlechteste Erwartung von jedem Prinzen haben, an welchem dieß nicht gelingen will. Ein jeder erinnere sich an seine Jugend, wie viel Vergnügen ihm dergleichen Einschiebsel zwischen den Unterricht, den er genoß, und das, was man ihm sonst als Vergnügungen nach einer gewissen Regel der Einförmigkeit anbot, gemacht haben. Ein jeder Knabe von einiger Lebhaftigkeit wird am Bauen eine Augenweide haben, von der man ihn oft mit Gewalt losreissen muß.

Aber darauf kömmt es an, daß man nicht zu spät damit anfange, wenn er entweder schon zu sehr an dem einförmigen Hofstande haftet, wenn

der bei demselben zu oft und zu sehr genährte Stolz seinem Herzen schon eine schiefe Falte gegeben hat, oder wenn ihm ein schon zu lebhaftes Gefallen an andern Beschäftigungen entstanden ist, die auch als menschliche Arbeit aussehen, und wirklich mit Arbeit, aber mit minderem Nutzen, verknüpft sind. Denn auch hierin glaube ich nicht Unrecht zu haben, daß der voreilig entstehende und nachher nicht wieder zu dämpfende Hang mancher Prinzen zum Militär und zur Jagd mehrenteils darin seinen Grund habe, weil sie zwischen den von ihren Erziehern ihnen aufgelegten Beschäftigungen und den höfischen Vergnügungen von keiner andern Art menschlicher Beschäftigung Zeugen wurden. Ich will dadurch nichts gegen die Notwendigkeit einwenden, welche die Kenntnis des Militärwesens, selbst mit eiuer gewissen Teilnehung verbunden, für manchen Prinzen hat. Ich werde vielmehr in einem dieser Fragmente Vorschläge zu geben wagen, wie diese Teilnehmung in die Erziehung

eines Prinzen schon früh mit Vorteil sich einflechten lasse. Aber das Kriegswesen ist auch ein Geschäfte, das nur in der Aussicht solcher Fälle Notwendigkeit hat, welche der gute Fürst nicht wünschen wird, und vollends dann nicht wünschen kann, wenn die Lage und die Kräfte seines Staats ihm alle Vergrösserungs-Aussicht, alle Eroberungssucht verbieten. Und eben bei so manchem Prinzen wird dieser Hang der herrschende zu einer Zeit, da er diese seine Lage schon zu beurteilen fähig ist, so herrschend, daß ihm die Vorbereitung zu andern Geschäften nicht mehr interessant werden will, von denen er eben so gut schon einsehen kann, daß sie für ihn bei weitem die wichtigsten, ja die fast allein notwendigen sein werden. Dann wird das Militär die Puppe, mit der er immer, mit welcher er allein spielen will, so überzeugt er auch ist, daß dasselbe für ihn nichts bessers als Puppe und Spielzeug werden könne.

Doch ich habe meine Anmerkung noch zu endigen vor mir. Das Militär ist für manche Prin-

zen die einzige Art menschlicher Tähtigkeit, die sie kennen. Wenigstens haben alle sie mehr unter Augen, als jede andre, an der wenigen Mannschaft, die doch auch ein kleiner Fürst in seiner Residenz um sich hat. Die Jagd hat auch dann, wenn sie nur noch Zuschauer dabei sein können, ausser ihrem eigenen Reize, dessen Macht ich erkenne, alle die Reize, welche ich als wirksam in den nüzlichern vorhin angerathenen Vergnügungen ansehe, die Reise von der Hofstadt aufs Land, körperliche Bewegung in freier Luft und den Schein grosser Geschäftigkeit, wenn sie gleich einen unerheblichen Zweck hat. Der noch junge Prinz weiß schon zum voraus, daß er an beiderlei Beschäftigungen künftig Anteil werde nehmen können; und der Sohn eines mächtigen Prinzen weiß es, daß er ihn an dem Militär werde nehmen müssen. Wenn da nun zu lange gesäumt wird, ehe man ihm von andern seinen künftigen Beschäftigungen, in denen er die Hauptrolle ohne Unterbrechung zu spielen hat, auch nur entfernte

Vorstellungen giebt, und ihm einigen Hang dazu, auch in dem Wege des Vergnügens einflößt, so wurzelt jener Hang so fest ein, daß man seiner Seele mit nichts anderem mehr ankommen kann.

Aber man wird mir vielleicht die Anmerkung machen, da ich den Prinzen in den Wegen des Vergnügens auch zu Bauunternehmungen zu führen rahte, daß daraus ein schädlicher Baugeist in ihm erweckt werden könne. Aber bauen muß jeder Fürst, der Herr eines kleinen Staates so wol, als der eines grösseren. Der Fürst, der am meisten davon versteht und insonderheit der, welcher den ersten Hang dazu bei nützlichen und notwendigen Bauten gefaßt hat, wird es nimmermehr mit dem Bauen zu weit treiben. Und gelingt dann die Anlage im Ganzen, auf welche mein Gesichtspunct geht, wird der Prinz wirklich ein Geschäftsmann, so wird er nicht mehr bauen, als was seine Casse vermag, nicht bauen, ohne, wie Friedrich der Grosse zu wissen, was und warum er baue. So weit meine Geschichte

der Grossen der Welt mich leitet, waren alle die Fürsten, welche es im Bauen übertrieben, vom Nero herab mit seinem güldenen Pallast biß zu den Prunkvollen Sächsischen Augusten, schlechte Geschäftsmänner, und fast alle baueten so schlecht, als zum Teil unnütz.

Auch mit diesen Vorschlägen denke ich keineswegs dahinaus, daß dem Prinzen das Hofleben ganz verleidet und er gegen alle Vergnügungen, die auch in demselben sich ihm darbieten können, lebhaft eingenommen werden solle. Hätte ich mit der Erziehung eines Prinzen zu schaffen, dem eine so ernsthafte Wendung des Geistes früh entstünde, daß ihm vor dem Hofleben durchaus ekelte, so würde ich dieser Abneigung ernsthaft entgegen arbeiten. Ich würde, wenn er es für ein Uebel hielte, ihm sagen, daß es ein notwendiges von seiner Bestimmung unzertrennliches Uebel sei. Ich würde ihn leiten, aus dem höfischen Umgange so viel mit wahrem Nutzen verbundenes Vergnügen zu ziehen, als es ihm wirk-

lich unter der Voraussetzung gewähren kann, daß der väterliche Hof von leeren steifen Cerimonien und Etikette so weit befreiet sei, als es viele Höfe würdiger Fürsten doch wirklich in unsern Zeiten sind. Denn so entfernt ich von Höfen lebe, so verleitet mich doch kein blindes Vorurteil anzunehmen, daß nicht in dem hinlänglich freien gemischten Umgange eines Hofes von richtiger guter Stimmung ein Prinz alle die Vorteile gar wol geniessen könne, welche eine abwechselnde nicht immer ganz Inhaltslose Unterhaltung überhaupt zur Bildung eines guten Geschäftsmannes beiträgt. Der Prinz als künftiger Geschäftsmann muß durchaus die Gabe der leichten Unterredung (Conversation aisée) gewinnen, wovon ich nach sehr vieles zu sagen habe.

Zu den höfischen Vergnügungen gehört denn auch das Spiel, insonderheit das Kartenspiel. Es ist ein so notwendiger Lückenfüller in höfischen, als in andern Gesellschaften. Freilich machten die Spielkarten sich zuerst am Hofe beliebt, als

man sie zur Unterhaltung des wahnsinnigen Carls VI. in Frankreich brauchte. Aber so mancher Fürst bedarf ihrer zur Ausfüllung der unerträglichen Leere des höfischen Umganges, wenn nur sein Hofmarschall in der Wahl derer Personen entscheidet, die dem Fürsten die Zeit tödten helfen sollen. Ob der Prinz überhaupt Spiele verstehen müsse, das darf ich wol keiner Untersuchung unterwerfen. Aber ob man den Prinzen schon als Knaben dazu anleiten solle, ist eine andere Frage, die ich jedoch nicht anders als bejahen kann. Denn wird er mit denselben in dem Alter allererst bekannt, in welchem die Leidenschaften schon viel lebhafter werden, so wird das böse, welches das Spiel ihm so gut, wie andern Menschen drohet, so viel eher entstehen.

Es ist ein sonderliches Ding, was man Geist des Spieles (Esprit de Jeu) nennt. Ich habe so viele durch keine vorzügliche Fähigkeit sich empfehlende Menschen gekannt, die ihn in hohem Grade

besassen, und so manchen Mann von Talenten, dem derselbe durchaus fehlte, ungeachtet die Voraussetzung bei demselben die allein für sich so schätzbare Gabe des Geistes ist, nemlich die Fähigkeit, die Verbindung vieler Dinge und Vorfälle geschwind einzusehen. (Esprit de Combinaison.) Er ist keineswegs immer mit Leidenschaft fürs Spiel verbunden. Ich habe Leute des Spiels müde werden sehen, die alle Spiele gut, und eben deswegen nicht unglücklich spielten, und andre, die bei lebhafter Leidenschaft kein Spiel jemals recht spielen lernten. Lessing war bei seinem grossen Verstande in diesem Fall. Bei vieler Leidenschaft und Aufmerksamkeit auf sein Spiel spielte er kein Spiel recht.

Diese Vorbemerkung gehört sehr zu meinem Zweck. Man beurteile den Prinzen, wenn man ihn mit dem Spiele etwas bekannt gemacht hat, richtig, ob er Geist des Spieles und ob er ihn mit, oder ohne Leidenschaft habe.

Hat er weder Geist des Spieles noch Leidenschaft dafür, so ist am leichtesten zu rahten. Man fodere ihn auf, ein oder das andre leichte gesellschaftliche Spiel so gut zu lernen, daß er mitspielen kann, wenn's durchaus gespielt sein soll. Ein Fall, von welchem er als Prinz nicht immer sich wird frei erhalten, aber über den er als Fürst sich gewiß wird hinaussetzen können. Dennoch aber wird es nötig sein, ihn gegen alle Glücksspiele einzunehmen. Auch ohne Leidenschaft fürs Spiel früh zu haben, wird er durch zufällige Langeweile, und eben deswegen, um andern Spielen auszuweichen, die mehr Anstrengung erfodern, sich vielleicht darauf einlassen, und dann kann noch Leidenschaft daraus entstehen, für welche er um so viel mehr büssen muß, je weniger er diese Spiele versteht, für welche auch nicht jeder Prinz eine hinlänglich starke Casse hat. Die bösere Folge kann alsdann diese werden, daß diese Leidenschaft in seinen Charakter einen Leichtsinn hineinbringt, den der schlechte Hazard-Spie-

ler jedesmal annimmt, wenn er sich nicht geschwinde zurückzieht, nicht aber so der schlaue und aufmerksame Spieler.

Hat er Geist des Spiels, zeigt sich aber keine starke Leidenschaft für dasselbe, so leite man ihn auf solche Spiele, in welchen es mehr oder wenigstens eben so viel auf den Verstand, als auf das Glück ankömmt. In solchen Spielen hat er gewissermassen ein Bild der wichtigsten Beschäftigungen seiner künftigen Bestimmung. Er wird immer mit Zufällen zu kämpfen haben, welche abzuwenden nicht in seiner Macht ist, die aber seine Klugheit auffodern werden, um sie auf die möglich beste Art zu seinem Vorteile zu benutzen oder wenigstens sich in denselben zu helfen. Man wird vielleicht spotten, daß ich es mit dem Spiel so ernsthaft zu nehmen scheine. Aber es sei darum. Ich spreche wenigstens meinem Gefühl gemäß. Dies ist die Seite, von welcher das Spiel noch jezt mich interessirt, so alt ich bin. Ich habe mich nie auf ein Spiel

eingelassen, in welchem alles auf das Glück ankömmt. Spiele, in welchen mein Verstand allein alles tuht, haben mich nie recht angezogen: denn ich habe zu allen Zeiten Anlaß genug zu Beschäftigungen für meinen Verstand allein gehabt. Aber Spiele, in denen ich nach einer gewissen Ueberlegung den besten Gebrauch von den Karten und den sich aufwerfenden Zahlen der Würfel machen muß, die mir das Glück zuführt, liebe ich in der Taht; aber doch auch die nicht mehr, in welchen ich mit vieler Anstrengung nichts erhebliches und nur selten oder langsam etwas entscheidendes ausrichten kann, dergleichen Spiel das Whist ist.

Spiele, in denen alles auf den Verstand ankömmt, haben für den Prinzen eine wichtige Seite. Nicht genug, daß sie seinen Verstand schärfen! Sein künftiges Leben wird ihn sehr oft in die Lage setzen, da er mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die ihm nicht das Glück, sondern der Verstand und die Ueberlegung andrer entge-

gen setzen wird. Das ist die Lage, deren Bild er fortdauernd in dem Damen-Schach-und nun vorzüglich in dem von Herrn Helwing neu erfundenen Kriegsspiele hat.

Ein grosser Vorteil, den diese Spiele und auch diejenigen, in denen der Verstand das Glück benuzt und leitet, einem Prinzen schaffen können, von welchem ich annehme, daß er Leidenschaft fürs Spiel hat, ist dieser, daß sie diese Leidenschaft auf das Bestreben überleiten, seinen Verstand, ja selbst die Ueberlegenheit seines Verstandes über seine Gegner im Spiele zu zeigen. Daß ein Prinz, der Leidenschaft fürs Spiel zeigt, durchaus von den Glücksspielen müsse zurück gehalten werden, das spricht für sich selbst. Aber ich fürchte, daß dieß nimmer ganz gelingen, daß er wenigstens alsdann, wenn er mehr Meister seiner Handlungen ist, nicht davon zurück zu halten sein werde, wenn nicht seine Leidenschaft früh und anhaltend ihm das Spiel von jener Seite angenehm gemacht hat, Dann wird man es ihm

einleuchtend machen können, daß jedes Spiel, in welchem alles allein aufs Glück ankömmt, unter ihm und eine verächtliche Beschäftignng sei.

Der schlimmste Fall ist, wenn ein Prinz gar keinen Geist des Spiels hat, aber doch Leidenschaft für dasselbe zeigt. Dann muß man ihm einige Spiele von der Art, die den Verstand beschäftigen, so weit lehren, daß er doch wenigstens in diesen geübt und sich einer Fähigkeit, sie erträglich gut zu spielen, bewußt werde. Natürlich wird er sich dann an diese halten, und durch gänzliche Unwissenheit der andern lange abgehalten werden, sich auf dieselben einzulassen. Diese Hindernis wird ihm nun freilich bei den blossen Glücksspielen nicht entgegen stehen, die auch ein Dummkopf bei dem ersten Anblik einzusehen glaubt, und zum Teil auch, ohne was dabei zu denken, mitspielen kann. Aber man muß ihn davon zurückhalten, so lange man immer es in der Macht hat, und bis dahin seine Leidenschaft an die min-

der schädlichen Spiele so sehr zu heften suchen, als möglich ist.

Freilich muß es eine Hauptsorge sein, bei Prinzen, welche Leidenschaft fürs Spiel äussern, die man ihnen nicht durch gänzliche Zurückhaltung von demselben nehmen will oder kann, den Ausbruch derselben in ihrem Betragen beim Spiel zu unterdrücken. Das gehört aber zu ihrer übrigen moralischen Erziehung, welche allen Ausbrüchen auch anderer jugendlichen Leidenschaften zu begegnen oder wenigstens sie zu mässigen suchen muß. Eben darum ist es gut, daß der Prinz als Knabe schon spielen lerne, zu einer Zeit, da man es mehr in der Macht hat, ihm durch den Sinn zu fahren, und ihm, wenn er ungestüm wird, auf eine Zeitlang das Spiel zur Strafe untersagen kann. Dann kann Ein Gutes eben daraus entstehen. Er kann durch öftere Vorfälle dieser Art besser, als es bei andern Veranlassungen möglich ist, gewöhnt werden an sich zu halten, und seine an sich brausende Gemütsart zu dämpfen. Die Strafe,

welche eine jede aufbrausende Leidenschaft nach sich zieht, folgt bei dem Spiel dem Vergehen auf dem Fusse nach. Wer hitzig spielt, der spielt immer schlecht und begreift es bald, ohne den Beweis durch jemand anders sich geben lassen zu dürfen.

Aber wenn der Prinz sonst durch Hitze fehlt, wenn er aufsätzig gegen seine Vorgesezten, oder jachzornig gegen Menschen wird, denen er es glaubt bieten zu können, da strebt oft so vieles der Ueberzeugung von seinem Fehltritt entgegen, und man kann ihm so selten eine natürliche ihm unangenehme Folge daraus entstehen machen, daß man am Ende eine willkührliche Folge desselben ihn empfinden lassen muß, nemlich eine förmliche Strafe. Strafen aber, wenn sie ohne Ueberzeugung von dem Versehen bleiben, schlagen die Leidenschaft nicht nieder, sondern erbittern. Der erste Ausbruch der Hitze bei dem Spiel ist auch nur Zorn gegen das Glück, Zorn über sein eigenes Versehen, und hat noch keinen persönlichen

Gegenstand. Daher gewinnt die Vernunft auch leichter die Oberhand wieder, als wenn die Leidenschaft durch Personen und deren mit oder ohne Grund misfällige Handlungen erregt ist. Man mag sich daher solche Vorfälle in der Erziehung eines Prinzen willkommen sein lassen. Hat man ihn sehr oft gelehrt oder genötigt, an sich zu halten, so ist er in der Fähigkeit seine Leidenschaften zu unterdrücken weit geleitet.

Fünftes Fragment.

Wie der Prinz als Knabe vor Blödigkeit zu bewahren sei.

Sollte es nicht manchem unter meinen Lesern Wunder nehmen, daß ich von Blödigkeit als einem Fehler zu reden vorhabe, der bei den Ersten der Erde Statt haben könne, und welchem man in deren Erziehung vorzubeugen suchen müsse. Aber Blödigkeit ist nicht etwan blos ein Fehler der Niedrigen, wenn sie die Gegenwart einer

Person furchtsam und beschämt macht, deren Vorzüge vor ihnen selbst sie zu lebhaft fühlen. Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler der durch grosse und allgemein geltende Vorzüge über andere weit hinausgerükten Personen, wenn sie in mehrerer Menschen Gegenwart reden und handeln sollen, und besorgen, dieß nicht auf eine jenen Vorzügen gemässe Art tuhn zu können. Zwei Dinge erzeugen diese Blödigkeit. Das eine ist eine zu weit gehende Meinung von eben diesen Vorzügen vor andern Menschen; das zweite ist das Gefühl des Unvermögens, diesen Vorzügen gemäß zu reden und zu handeln. Jedes derselben einzeln wirkt Blödigkeit bei den Grossen der Erde. Aber vollends arg wird es damit, wenn beides in Einer Person zusammen kömmt, und ein Prinz bei hoher Ueberredung von seiner Würde wirklich unfähig geblieben ist, dieser Würde gemäß zu reden und zu handeln. Dann kann er nicht anders, als sich in seine Grösse hüllen, und so viel, als möglich, alle Vorfälle von sich entfernen, da

er vor solchen Zeugen reden oder handeln muß, die ihn mit einer etwas arglistigen Rücksicht auf die von ihm zu behauptende Grösse beurteilen mögten. Er wird, um dieser Beurteilung allen Anlaß zu nehmen, nur feierlich reden und handeln wollen, und sich, wenn ihm dazu selbst die Kraft fehlt, als eine Maschine dazu abrichten lassen. Das Ceremoniel der Höfe ist eine vortrefliche Decke zur Verbergung dieser Blödigkeit der Fürsten, und, so wenig ich gegen dasselbe im Ganzen rede, so wird man mir doch wenigstens erlauben zu sagen, daß ein Prinz, der immer nur im Cerimoniel redet und handelt, oder den man schon von Jugend auf hinter dem Cerimoniel versteckt, immer blöde bleiben, und gewiß eben deswegen nie ein wahrer Geschäftsmann werden werde, weil ihm das Band seiner Zunge nicht gelöset ist, um als ein Geschäftsmann reden zu können. Aber nun nehme man doch ja nicht an, daß man den Prinzen als Knaben von allem Ceremoniel des Hofes etwan, so lange seine Erziehung dauert, entfer-

nen solle. Auch das muß der Prinz schon jung kennen lernen. Noch mehr! er muß die Sprache und die Ausdrücke kennen lernen, mit welchen in Auftritten dieser Art gewöhnlich alles abgetahn wird. Von welchem Stande auch ein junger Mensch sein mag, so ist es ihm wichtig, eine Fertigkeit in denen Ausdrücken und Redensarten zu erlangen, mit welchen aller Umgang gewöhnlich eingeleitet wird, aber auch für einen jungen Menschen sich oft damit ganz endigt. Prinzen müssen das lernen, wenn sie gleich nicht in dem Falle sind, daß sie, wie andre junge Leute, schweigen müßten, wenn sie bloß dieß Ceremoniel-Geschwäz wie eine Lection aufgesagt haben, welches im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als die Complimente, ist, durch welche man in andern Volksclassen die Unterredung einleitet. Aber ihre Erzieher und Aufseher müssen nicht glauben, so sei es schon recht gut, wenn sie diese Lection gehörig wissen, oder wol gar das leere Nichts, das der Gegenstand dieser Lection ist, mit einer zu-

gendlichen Beredsamkeit in allerlei Formen selbst umzuändern wissen. Eben so wenig schliesse man wider den Verstand eines Prinzen daraus etwas, wenn ihm diese Lection schwer zu lernen oder aufzusagen wird.

In meiner Jugend gieng es als ein Sprichwort in Niedersachsen umher: Die Prinzessin will so viel sagen. Es rührte von einer jungen Prinzessin her, die jene Lection so gar nicht lernen konnte, daß sie bei allen Anreden, die bei der Cour und im Apartement an sie ergiengen, stumm blieb. Dann aber nahm die immer neben ihr stehende Frau Ober-Hofmeisterin mit einem: die Prinzeßin will so viel sagen, das Wort, und plauderte alles daher, was die Prinzessin in dem gewöhnlichen Hof-Caquet hätte sagen können oder sollen. Nicht nur an dem Hofe selbst hatte man eine sehr kleine Meinung von dem Verstande dieser Prinzessin, sondern eben dieser Glaube verbreitete sich, so wie das Ding zum Sprichwort ward, bei jeder Erzählung von dessen Ursprung.

Eben diese Prinzessin ward nachher an einen höhern Hof verheirathet, bei welchem jedoch des Cerimoniels weniger war, als an dem väterlichen. Sie kam bald in eine Lage, da sie selbst das Cerimoniel nach ihrem Sinn umbilden konnte, ohne es ganz aufzuheben. Sie hat in ihrem ganzen Leben die größte Klugheit des Lebens, die strengste aber wol überlegte Moralität bewiesen und standhaft behauptet. Sie ist eine gründliche Freundin nüzlicher und angenehmer Kenntnisse geworden, an welche in ihrer Erziehung wenig gedacht sein mogte. Sie liebte den Umgang mit Männern, die in diese Kenntnisse tiefer, als sie, eingedrungen waren, war niemals in demselben verlegen, und gehörte so wenig zu der Zahl der blöden als der ins Leere schwazenden Prinzessinnen.

Ich bin zwar sehr überzeugt, daß die Blödigkeit am gewöhnlichsten die Folge einer solchen Erziehung, oder einer solchen Lage ist, die das Zutrauen eines Knaben oder Jünglings zu sich selbst niederhält. Das ist so oft die Lage und die

Erziehung junger Gelehrten in Deutschland, und daher kommen uns so viele blöde Prediger und Professoren, so viele Gelehrte, die in ihren Büchern ganz vortreflich, aber im täglichen Umgange so wol, als im öffentlichen Vortrage, ganz unausstehlich reden, nach dem Ausdrucke suchen, und sich wiederholen, oft um das mittelmässig gesagte so viel schlechter zu sagen. Ich habe niemals von einem Französischen blöden Professor oder Canzelredner gehört. Ich kann nicht anders, als schliessen, daß es an eben der Französischen Erziehung liege, welche dem jungen Franzosen, wenigstens dem aus den bessern Volks-Classen, nur gar zu viel Zutrauen zu sich selbst giebt, bei welchem er mit funfzehn Jahren sich wol so klug dünkt, als unser einer, und über alles rasch weg spricht.

Dieß Zutrauen zu sich selbst stört nun freilich die gewöhnliche Erziehung wol eben nicht bei dem jungen Prinzen. Ihm wird nur gar zu oft eine zu grosse Meinung von der ihm angebohrnen

Würde und Fähigkeit erweckt. Das ist aber nicht der Fall mit allen Prinzen, und soll und darf es auch nicht sein, wenn sie nur einigermassen gut erzogen werden. Denn das muß man dem Prinzen schon als Knaben früh sagen, daß viel dazu gehöre, die der hohen ihm angebohrnen Würde gemässe Achtung im Reden und Handeln zu behaupten. Dann aber muß man ihm auch dadurch zu Hülfe kommen, daß er früh lerne und sich gewöhne über Sachen zu reden. In dem Wege des ordentlichen Unterrichts allein wird dieß nicht geschehen können. Da mögte der Prinz nur die Sprache der Bücher annehmen, aus welchen man ihn unterrichtet. Es muß in dem Umgange mit Menschen geschehen, und zwar mit geschäftigen Menschen. Eine jede Unterredung mit einem Menschen, der über sein Geschäfte mit Deutlichkeit der Begriffe redet, wird ihm unendlich besser die Gabe von den Geschäften zu reden mitteilen, als zehn lange Unterhaltungen über das höfische Nichts.

Freilich wird dieß allererst in dem Jünglings-Alter gehörig bewirkt werden, wenn der Prinz mehr Kenntnisse gefaßt hat, und selbst aus deren Vorrahte die Gegenstände zu seinen Unterredungen mit andern wählen kann. Aber die Grundlage dazu muß schon bei dem Prinzen als Knaben gemacht, ihm muß die darauf leitende Wendung des Geistes gegeben, und insonderheit der Beobachtungsgeist frühe in ihm erweckt werden. Man spricht über nichts so leicht und geläufig, als über das, was man richtig beobachtet hat. Bei manchem Knaben wird das zur Ursache, daß er nicht lernt, sich richtig und ordentlich auszudrücken, daß er schon zu früh räsonniren will. Ich kann jedoch nichts weiter darüber sagen, ohne demjenigen vorzugreifen, was ich noch in dem nächsten Fragment sagen werde.

Sechstes Fragment.

Von der Gabe der leichten Unterhaltung und den Mitteln, sie einem Prinzen mitzuteilen.

Ohne Verlegenheit sich mit jedermann über jeden Gegenstand, der uns interessirt, unterhalten, den richtigen Ausdruck geschwind treffen, denjenigen, mit welchem man sich unterhält, in der gehörigen Aufmerksamkeit erhalten, auch, wenn's nötig ist, ihm Muht und Zutraulichkeit erwecken, daß er sich über das, was man von ihm wissen will, ebenfalls ohne Verlegenheit erkläre, das ist eine Fähigkeit, die einem guten Geschäftsmann durchaus nicht fehlen muß. Es gehört mehr dazu, als geläufige Sprach-Organen und ein denkender Kopf. Der denkende Kopf ist oft zu voll von seinem Gegenstande, um die Worte richtig zu ordnen, denkt den Worten zu weit voraus, und macht die Sprach-Organen irre gehen.

Wiz trägt etwas dazu bei, belebt aber blos die Unterredung, und macht nur selten sie lichtvoller, als sie es ohne Wiz sein würde. Die Hauptsache ist eine auf den Gegenstand der Unterredung so geheftete Aufmerksamkeit, daß ihr nichts von dem entwischt, was zur Sache gehört, aber auch der Redende nichts etwa zurück holt, was schon gesagt ist, oder von weitem herbeiholt, was nicht gesagt werden darf. Der Geschäftsmann muß den sparsamsten Gebrauch von seiner Zeit machen, und keineswegs ein Schwätzer sein. Aber doch darf er es sich auf ein paar Worte mehr oder weniger nicht ankommen lassen. Trockne lakonische Fragen oder Antworten sind insonderheit für den, der unter uns ist, wie ein Knebel, den man ihm in den Mund legt. Er nimmt sie für ein Verbot, nach seiner gewohnten Weise zu sprechen, die bei jedem Menschen um so viel weitschweifiger ist, je weniger Erziehung er hat, wenn er sich aufgefodert sieht, mit Personen zu reden, die über ihm sind.

Alles, was sonst den Umgang angenehm macht, kann zu dieser Gabe des leichten Umganges zwar beitragen, gehört aber keinesweges ganz zu derselben. Ein Mann höheren oder des höchsten Standes mag den ausgebildetesten Ausdruck haben, mag lebhaft, witzig und im vollkommensten Zusammenhange über jeden Gegenstand reden, mag jedermann einnehmen, der von diesen Annehmlichkeiten des Umganges Gefühl hat, und ist doch mit Leuten mancher Art verlegen, wenn es auf Sachen ankömmt, die nicht desjenigen Schmucks fähig sind, den er sonst jeder Unterredung zu geben gewohnt ist. Es ist mit der Geschäfts-Sprache ein besonderes Ding. Sie ist einer weit mannigfaltigeren Umbildung fähig, als die Sprache des Mannes von Welt und Sitten. Um es recht mit ihr zu treffen, muß man nicht lange den Menschen ausstudiren, mit welchem man für den Augenblick zu schaffen hat; man muß ihn, so zu reden, durchblitzen, ihn, nach unserm Provinzial-Ausdruck, auf den ersten Blick

weg haben, um den Ton unsrer Sprache für ihn gehörig zu stimmen. Der, dessen erster Gedanke ist, wie er in der Unterredung glänzen will, oder der nur daran denkt, seine Würde zu behaupten, trift es gewiß nicht damit.

Der leztere Fehler ist insonderheit solchen Personen gewöhnlich, die in lange gewünschten oder schweer errungenen Würden und Aemtern sitzen, wobei es etwas zu befehlen giebt. Daher trift man auf so wenig fürstliche Amtleute und Stadt-Magistrate, die in Geschäften gehörig zu sprechen wissen. Aber ein Fürst ist nicht in diesem Fall. So leicht er zu seiner Würde gelangt ist, so sehr und so allgemein wird sie erkannt, wenn er nur sich nicht auf andre Weise verächtlich macht, als durch gewöhnliche Menschensprache in einem den Sachen und den Personen angemessenen Ausdruck. Das ist nun freilich eine seltne Gabe bei den Grossen der Welt. Warum sie so selten bei ihnen sei, und wie sie durch eine wol überlegte Erziehung zu derselben gelangen können, das

will ich versuchen zu sagen, doch nicht, bevor ich einem Vorurteile das nötige entgegen gesezt habe, welches manchem hiebei entstehen mögte.

Dies Vorurteil ist, daß ein Fürst weniger, als andre Menschen, nötig habe, seine Sprache so mannigfaltigen Absichten gemäß zu bilden. Er führe, welche Sprache er wolle, so wird jedermann ihn zu verstehen suchen, und es tuhn müssen. Misfällt er gleich diesem oder jenem durch seinen Ausdruck, oder macht er sich nicht immer deutlich genug, so wird man doch in der einförmigen Sprache eines Fürsten und den stieren unbiegsamen Minen, womit er sie begleitet, Nuanzen finden, die ihm selbst unbemerkbar sind, und daraus abzunehmen wissen, was man von seinen Gesinnungen zu merken wünscht, und was er mehr denkt, als ausspricht.

Wahr ists: In allen Dingen kann man sich behelfen. Der Fürst kann sich auch mit seiner eigentühmlichen Fürstensprache, die dann freilich keine Geschäftsmanns-Sprache ist, behelfen,

wenn er keine bessere gelernt hat, oder lernen will. Wo er damit nicht fortkommen kann, da hilft in vorkommenden Fällen, insonderheit bei neuen Menschen, die bei der Cour unerwartet ihm unter die Augen treten, der Herr Ober-Hof-Marschall oder Herr Ober-Cammerherr aus. Da heißt es dann, wie bei jener jungen Prinzessin: Ihro ꝛc. wollen so viel sagen. Und ausser der Cour, und wo nicht der Herr Ober-Hof-Marschall zugegen ist, da müßte es ja wunderbar zugehen, wenn ein unbekanntes Gesicht Höchstdenselben sich andrängen sollte. Suppliken aller Art — die können alle ohne alle Antwort angenommen werden, und gehen alle ihren ganz natürlichen Gang.

So steht dann der nur seine Sprache, nicht Menschensprache redende Fürst ganz isolirt da. Die wenigen Menschen, mit welchen ein solcher Fürst zu reden würdigt, schauen ihn ganz durch, wissen ihn, so zu reden, auswendig. Er allein weiß nicht, was er aus allen, die ihn umgeben, zu machen habe; nicht, wie ein einziger von allen

im Grunde seines Herzens für ihn, für alles, wozu er ihm dienen soll, gesinnt ist. Und das von Rechtswegen! Denn Ihro Hoheit oder Durchlaucht haben die Sprache nicht, worin Menschen gegen Menschen sich verständlich machen, nicht die Sprache, wodurch Ein Mensch den andern erforscht. Sie kennen auch die Sprache nicht, in welcher Ein Mensch dem andern und folglich auch Fürsten, weil sie doch auch Menschen sind, ihre Schwäche uud Blössen wechselsweise verrahten. Nur der Schmeichler, nur der boshafte Anschwärzer weiß sich Höchstdenselben verständlich zu machen. Der kömmt nicht anders, als mit so gewählten, so ausstudirten Ausdrücken, daß Höchstdieselben ihn gewiß verstehen, das heißt, so verstehen, wie er verstanden sein will. Aber der Geschäftsmann, der aus der Sache spricht, und einfältiglich glaubt, die Sachen geben die Worte an, und die den Sachen angemessene Worte erwecken auch in Durchlauchtigen Köpfen richtige Begriffe, der arme Geschäftsmann wird

nimmer recht verstanden, und wird, weil man das schon zum voraus weiß, immer ungern gehört.

Doch wird mein Gemälde nicht etwan zu stark in seinen Zügen? Es ist nicht Caricatur, auch nicht Satyre, sandern gewiß sehr treffend auf manchen Fürsten, den man früh in das Vorurteil sezte, als sei die Fürstensprache und gewöhnliche richtige Menschensprache zweierlei, als wäre jene eine Art von Götter- oder wenigstens Heldensprache, als müsse aus jedem Ausdruck, auch über gleichgültige Dinge, die hohe Fürstenwürde hervorstralen. Auch manchem gütigen Fürsten ähnlicht sich mein Gemälde gewiß, dem nicht etwa durch die Ueberredung von der Höhe seiner Würde der Kopf verdrehet war, den man aber in seiner Jugend misleitete, ihn nur die Ceremoniel-Sprache des Hofes lernen, in steifem Unterrichte stumm zuhören ließ, aber allen Anlaß von ihm entfernte, seine Sprache unter einer gewissen Mannigfaltigkeit von Sachen, Vorfällen und Personen so zu bilden, wie sie für das

menschliche und gewiß auch für das geschäftvolle Leben eines Fürsten brauchbar ist.

Es ist eine, ich weiß nicht, ob von mir zuerst in meiner Abhandlung über die Einförmigkeit gemachte Anmerkung, welche mir jedoch nicht leicht jemand bestreiten wird, der die Geschichte kent: daß fast alle durch wahre nüzliche Tähtigkeit groß und beliebt gewordne Fürsten diese Gabe des leichten Umganges in hohem Maasse besassen. Ich will damit nicht ableugnen, daß mancher einzelne Fürst gut und groß gewesen sei, der sie nicht allerdings besaß, weil entweder vorgängige Erziehung oder eine sonst unschädliche aber dieser Gabe entgegen strebende Wendung des Geistes ihn an deren Erwerbung hinderte, ohne jedoch seine übrigen Geistes-Fähigkeiten zu unterdrücken. Aber die Anmerkung hinzuzusetzen kann ich mir nicht verbieten, daß wahrscheinlich mancher Fürst blos deswegen nicht so groß und gut, daß er insonderheit nicht ein solcher Geschäfts-

mann geworden sei, als er es hätte werden können, wäre nicht die gute natürliche Anlage, die er hatte, dadurch gestört worden, daß man ihm nicht bei Zeiten half jene Gabe zu erwerben, und hätte man nicht vielmehr dieser guten Anlage durch hochgetriebne Einbildung von angebohrner Grösse, durch Ceremoniel und andern Hofstand, durch Entfernung von allen Personen, in deren Unterhaltung er sich hätte belehren können, gewaltsam entgegen gewirkt. Daß dergleichen bis zu unsern Zeiten oft geschehen sei, davon liessen sich Beispiele genug anführen. Eines derselben mag ich nicht zurückhalten, das gewiß, aber noch nicht gedruckt ist. Ein Prinz neuerer Zeit, der diese Gabe von Natur besaß, und sie troz seiner strengen Erziehung erhalten hatte, kam gleich im Anfang seiner Volljährigkeit zur Regiernng. Vielleicht in dem Gefühl des für seinen lebhaften Verstand unerträglichen Leeren in dem bloß höfischen Umgange, vielleicht aus Nachahmung eines andern grossen Prinzen, der in diesem Wege

seine Aufheiterung suchte und sehr fand, ließ der nunmehrige Fürst die vorzüglichen in seiner Residenz lebenden Gelehrten zu seiner Abend-Tafel einladen. Das war aber nur zweimal geschehen, als sein Hofmarschall sich an ihn drängte, um ihm vorzustellen, daß von diesen Leuten keiner durch seine Geburt oder seinen Titel Tablefähig sei, und er durch solche Einladungen die ganze Hof-Etikette von Grund aus umstürze. Der Fürst, noch nicht frei von der Verwöhnung an die alte Abhängigkeit von seinem Hofmarschall, wagte nicht ein drittesmal, eine solche Abendgesellschaft sich zu verschaffen. Desto geschwinder aber warf er sich in die Arme bald dieses bald jenes Cour- und Tablefähigen Günstlinges, und sank so tief und so geschwinde, als jemals ein Fürst gesunken ist.

Vor verschiedenen Jahren erzählte man, ein Prinz, der schon seine besondre Hofhaltung hatte, habe zufällig die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der zwar in seines Herrn Vaters Dien-

sten, aber nicht hoch genug stand, um Tablefähig zu sein. Seine Unterhaltung gefiel ihm mit gutem Grunde. Er ließ ihn zur Tafel einladen. So unerwartet dieß dem Manne war, da er die steife Etikette seines Hofes gar wol kannte, so hatte er doch Grund anzunehmen, daß der Prinz nichts mehr tuhn würde, als er verantworten könnte. Aber, sobald er erschien, trat der Hof-Marschall so aufgebracht als ängstlich zu dem Prinzen, um ihm zu demonstriren, daß der Mann durchaus nicht Tablefähig sei. Wenn er es denn nicht ist, sagte der Prinz, so decke man eine zweite Tafel, deren er fähig ist, für ihn und mich besonders. Das geschah, und die Hoch- und Wohlgebohrnen Herren blieben mit Ihrem Herrn Hof-Marschall an der grossen Tafel. Eine schöne Geschichte! Nur Schade, daß sie nicht wahr, wenigstens nicht gewiß ist. Denn man hat sie mir nicht bestättigt, als ich in der Residenz, wo sie vorgegangen sein sollte, darnach fragte. Gewisser aber, als dieses, ist, daß eben dieser Prinz noch

in spätern Jahren ausser seinem Hofe Gesellschaften suchte, die ihm eben so sehr verderblich wurden, als ihm ein Umgang jener Art hätte zuträglich werden können, wenn er, ohne auf Cour- und Tablefähigkeit zu achten, ihn oft hätte geniessen können.

Läge nicht die Schuld an dergleichen Misleitungen junger Prinzen, wie wäre es möglich, daß unter Fürsten neuerer Zeit so wenig wahre Geschäftsmänner sich zeigten? Ich mag nicht auf ältere und mitlere Zeiten zurückgehen. Denn da hatte die Erziehung in allen Stücken überhaupt einen andern Gang. Die physische Erziehung hatte einen freiern Lauf, als welchen sie bei dem jetzigen Wolleben in allen hohen Volksclassen haben kann. War gleich auch damals schon ein gewisser Hofstand, und prunkvolles Cerimoniel bei Höfen, so hatte doch dieses nur bei grossen Feierlichkeiten und Ausübungen der Majestäts- und Hoheitsrechte Statt, und die Prinzen, wenigstens die unerwachsenen, erschienen nur wie

andre Zuschauer dabei. Noch durften Menschen aller Art sich den Prinzen nähern, ohne durch den Herrn Ober-Hofmarschall präsentirt zu sein. Im sechszehnten Jahrhundert foderte ein grosser Reichsfürst Raht über die Erziehung von Luthern, weil sein Prinz groß und bengelicht geworden sei. Noch im Anfange des 17ten Jahrhunderts schrieb König Christian IV. an den Hofmeister seiner Prinzen, daß er sie vom Lande zur Stadt bringen, aber vorher wol zusehen sollte, daß ihre Strümpfe wol geflickt wären. Ich sage nicht, daß das alles für die Prinzen besser gewesen, sondern nur, daß es anders gewesen sei, als es jezt ist.

Doch zeigte sich damals wenigstens mehr Originalität bei Fürsten und Prinzen, und deren eigentliche Kraft hatte mehr Freiheit sich zu entwickeln. Wahr ist es, mancher Verführer fand um so viel leichter seinen Weg zn diesem oder jenem Prinzen. Aber ist denn jezt solchen Leuten der Weg allenthalben mit Fußangeln belegt?

Wenn man jezt jeden Mann von Geist und Talenten, der nicht Cour- und Tablefähig ist, so ferne von dem jungen Prinzen hält, kommen denn sonst keine Menschen zu ihm, ohne von des Ober-Hofmarschalls oder Ober-Cammerherrn Excellenz präsentirt zu sein? Woher kämen denn die Ausbrüche der schändlichsten Verführung zu solchen zerstörenden Leibeslüsten, welche, wenn sie lange so fortgeht, wie es kund ist, daß sie jezt tuht, in höchstens zwei Jahrhunderten die regierenden Häuser sehr wahrscheinlich alle zu Grunde richten wird? Gewiß, mancher Prinz würde seine Unschuld nicht so früh verlieren, würde nicht in die Schamlosigkeit übergehen, welche der Anfang und das Ende derjenigen Verführung ist, welche ich meine; das Gefühl wahrer Ehre, welches wahrhaftig nicht zugleich mit dem früh eingeflößten Fürstenstolz entsteht, würde sich mehr bei ihm bevestigen, wenn mancher Mann von Ehre, der dem Hofe nahe genug lebt, der gern in dem natürlichen Wege des Umganges dem

Prinzen seine Grundsätze mitteilte, ihm sich nähern dürfte, ohne daß von seinen Ahnen, ob ihrer genug, oder von seinem Character, ob er hoch genug sei, die Rede wäre.

Freilich freuet es mich, indem ich dieß schreibe, daß nach meiner Lage niemand von mir annehmen kann, als ob lebhafte oder vereitelte Hofnungen und Wünsche, und Prinzenhöfen näher zu leben, mich veranlaßten, dieß alles zu sagen.

Die Veränderung in der Leitung der Prinzen, die Ausdehnung der Hofetiquette auf dieselben, kam, wie ich glaube aus der Geschichte abnehmen zu dürfen, von Spanien her zu uns. Maximilian I. war noch ein natürlicher lebhafter Bursche, der den Gemsen nachkletterte und sich auf der Martens-Wand in Tirol verstieg. Sein Sohn Philipp war ein wüster Wollüstling, und für Spanien, dessen Eine Hälfte er schon auf kurze Zeit regierte, gar nicht gebildet. Carl V. hatte die Gabe des leichten Umganges in hohem Grade, gewiß noch mehr, als sein so lebhafter Geg-

ner Franz I. Aber sein Sohn Philip II. war ganz und gar ein Spanier. Die strenge Etikette, welche er teils in Spanien eingeführt fand, teils noch schärfer festsezte, verbannte von dem spanischen Hofe alles, was Menschen-Freuden ähnlich sieht, und allen leichten Umgang. Wie sehr jene Gabe seinen drei Nachfolgern fehlte, das weiß ganz Europa, aber auch, wie elende Geschäftsmänner sie alle waren. In der Deutschen Linie war es noch keineswegs so unter Ferdinand I. und seinen Nachfolgern aus der ältern Linie. Weniger steife Etikette, weniger Fürstenstolz und mehr Originalität! Rudolph II. war zwar ganz ohne Charakter. Aber noch Matthias, noch Albert, der einstweilige Beherrscher der spanischen Niederlande, ein Bruder von beiden, waren Männer von vieler Tähtigkeit. Nun aber folgte die Steiermärkische Linie, deren enge Verbindung mit Spanien, und die wechselseitigen Heirahten von Einer Linie in die andre den Wienerischen Hof ganz auf spanisch

bildeten. Wie groß die Anhänglichkeit an falschen überflüssigen Prunk noch unter Leopold war, so daß man demselben die wichtigsten und ernsthaftesten Entwürfe aufopferte, davon braucht es keines andern Beweises, als welchen de la Torre in seinen bekannten Memoiren giebt. Es kam im Jahr 1696 darauf an, den damals eilfjährigen Erz-Herzog Carl so unbemerkt, als möglich, über Genua und das Meer nach Spanien übergehen zu lassen, wo dessen König sehnlich auf ihn wartete, um ihn als seinen Erben einzusetzen. Diese Reise mußte ohne alles Aufsehen geschehen, weil der Krieg noch dauerte, und das Meer nicht ganz sicher war. Nur ein paar Cammerherrn, schlug der spanische Gesandte vor, ihm mitzugeben. Aber, nein! sagte die Kaiserin seine Frau Mutter, das geht nicht an. Denn so hat noch niemals ein Erzherzog gereiset. Mögte sie doch ihren Urenkel, Joseph II. haben reisen sehen können, den ersten Oesterreichischen Herrn, der die Etikette nicht achtete, wo sie

Geschäften hinderlich war, den ersten seit Carl V. der bei einer grossen Gabe der leichten Unterhaltung weit mehr als Carl ein wahrer Geschäftsmann war.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Fürsten Deutschlands durch die in Deutschland häufig erscheinenden französischen Generale und Emissarien, durch den Prunk bei dem Westphälischen Friedens-Congreß, und durch ihre Reisen an den Hof des stolzen Prunkvollen Ludwigs XIV. mit dem französischen Aufwande recht innig bekannt, und giengen zu einer blinden Nachahmung desselben über. Hochleben macht auch bei dem niedrigsten Erdensohne, wenn das Glück ihn in das Vermögen dazu sezt, den Gedanken rege, daß er ein Mensch ganz andrer Art sei, als die, welche das Glück nicht dazu in Stand gesezt hat. Auch ein solcher Erdensohn wird sich seine Etikette erfinden, wird in jeder Kleinigkeit den vornehmen Mann zeigen, nicht mehr die Hand oder die Finger auf sonst ge-

wohnte Art bewegen wollen. Was Wunder, wenn es auch mit unsern Deutschen Fürsten auf einmal ganz ein ander Ding ward, wenn sie sich nun alle zu Erdengöttern in ihrem ganzen Betragen gegen andre Menschen erhoben! Man muß hiezu gedenken, daß eben in dieser Periode der gesunde Menschen-Verstand in dem größten Teil Europens und insonderheit in Deutschland wie schlafen gegangen war. Die Stimme der Vernunft schallte nirgends laut. Einzelne Gelehrte, welche, in der damals ungebildeten Sprache die Fürsten zurecht zu weisen unternahmen, erfuhren traurige Schicksale. Von Hornegk, der dem Hause Oesterreich zu sagen wagte, daß es über alles sein könne, wenn es nur wolle, starb eines heimlichen gewaltsamen Todes. Romanus mußte für sein freilich schlechtes Buch über den schlechten Zustand Sachsens in langer, ich weiß nicht, ob in lebenswieriger? Gefangenschaft büssen. Lieber schmiegte sich alles und kroch, wie

ein Wurm, vor dem Stolz, nicht nur der Fürsten, sondern aller, die den Fürsten nahe waren. Wenn aus dem Wuste der Schriften jener Zeit sich nur ein Teil bis auf die Nachwelt erhalten sollte, so muß diese glauben, daß Europa nie durch grosse Regenten so beglückseligt gewesen sei, als in dieser Periode; daß alle Höfe solche Heldensäle in lebenden Personen gewesen sein, als der Heldensaal auf dem Königstein, wenn gleich in schlechten Caricatur-Gemälden.

In dieser Periode zeigten sich noch der grosse Churfürst und Ernst der Fromme in einer Originalität, die noch kein Hofstand verdorben hatte, als Geschäftsmänner, die so viel Tähtigkeit als Ueberlegung hatten: Aber ihr Beispiel fruchtete wenig, so sehr anch die Früchte ihrer Tähtigkeit in dem durch sie bewirkten Wolstand ihrer Länder am Tage lagen. An einigen Höfen war doch mehr Licht, insonderheit an denen, zu welchen Leibniz durch sein überwiegendes Verdienst sich den Weg öfnete.

Jezt wird es freilich überhaupt mehr Licht an Deutschen Höfen. Ich mag nicht auszeichnen, wo ich, als ein entfernter Zuschauer, desselben mehr oder weniger wahrzunehmen glaube. Nur über einige bereits verstorbene Fürsten neuerer Zeit werde ich etwas zur Sache gehörendes sagen dürfen.

Friedrich Wilhelm I. hatte keineswegs die Gabe der leichten Unterhaltung. Es war vielmehr eine sehr schwere Unterhaltung mit ihm für jeden, der es nicht schon mit ihm gewohnt war, deren manchem er durch seine Reden und das sie begleitende Betragen unerwartet in Geschäften sehr hart fiel. Er hatte nur Einen Ton, und fast gleich rauh waren die Wendungen, in denen er Gnade und Ungnade aussprach. Wenigstens redete er nie absichtlich so, als wenn er wünschte, Zutraulichkeit bei Einem derjenigen zu erwecken, von welchen er wirklich unterrichtet zu sein wünschte. Er sprach und handelte zu oft nach unerwarteten Launen. Wer an seinen Ton gewohnt war, der lernte zwar endlich mit ihm fertig zu wer-

den. Aber dazu gehörte viel Zeit. Welch ein grosser Geschäftsmann er bei dem allen gewesen sei, darf ich nicht zuerst sagen. Dazu hatte er einen natürlichen Hang, und so leidenschaftlich er war, so fehlten ihm gerade die Leidenschaften, welche fürstlicher Tähtigkeit bei andern entgegen streben. Bei dem allen fühlte er, wie sehr die Tähtigkeit eines Regenten der freien ungezwungenen Unterhaltung mit Männern bedürfe, die dieses oder jenes besser wissen, als der Regent selbst es wissen kann. Wahrscheinlich erkannte er an sich selbst den Fehler, daß er den Ton dazu nicht angeben könnte, und wie sehr der ihm zur Gewohnheit geworden Ausdruck demselben entgegen wirkte. Er mußte sich also mit Männern, von deren Unterhaltung er den Nutzen fühlte, in die Lage setzen, daß er mehr hörte, als selbst redete. Zu diesem Zweck diente ihm seine Tabagie.*

*) Ich habe diese wichtige Anekdote in einer ähnlichen Absicht in meiner Abhandlung von der Einförmigkeit des Lebens be-

Friedrich der Grosse war alles, was er war, durch eigne Kraft, und so auch ein grosser Ge-

reits benuzt. Ich habe sie dem sel. Alemann in Altona zu danken, einem Manne, der unter vielen Talenten für die Geschichte eine vorzügliche Wahrheitsliebe hatte. Er war im Brandenburgischen gebohren, und hatte früh genug unter diesem Könige gelebt, und lange genug in einer solchen Lage, in welcher er Wahrheit, die er so sehr liebte, über dergleichen Umstände erfahren konnte. Freilich rühmte schon früher Faßmann in seinem Leben Königs Friedrich Wilhelm das lehrreiche in den Unterhaltungen dieser Tabagie. Aber diese Quelle schien mir nicht lauter genug, und Faßmanns Zeugnis in einer bei des Königs Lebzeit geschriebenen viel zu schmeichelhaften Lebensbeschreibung war mir keineswegs vollgültig, wenn gleich er selbst die Ehre genoß, an diesen Tabagien Teil zu nehmen und mit Gundling Rollen zu spielen, in welchen freilich das Lehrreiche sehr vergessen ward.

schäftsmann. Er hatte seinen ganz eigentühmlichen Ton, wenn er als Regent redete oder schrieb, der von dem Ton seines Vaters nicht gar sehr abwich. Aber in andern Vorfällen hatte er eine gewisse Leichtigkeit der Unterredung, wiewol in einem ebenfalls eigentühmlichen Ton, zumal im Deutschen, das er nicht liebte, weil er es nicht kannte und nicht kennen lernen wollte, als sich die Sprache während seines Lebens so sehr gebessert hatte. Er hatte eine dritte Sprache fürs Schreiben und für eigentlichen Umgang, die Französische, in deren Gebrauch er sich und den zu seinem Umgang eingeweiheten am meisten gefiel. Auch besaß er sich nicht immer genug. Er zürnte und polterte in seinen Launen so oft, als sein Vater. Aber sehr oft machte er es wieder gut, nur dann fast nimmer, wann er im Reden und Handeln als Regent sich übereilt hatte. Davon gab er in der Müller-Arnolds-Geschichte einen Beweis, der ihm gewiß selbst bald unangenehm geworden ist, wenn gleich er seinen Misgrif nie

eingestehen, und das getahne Unrecht nicht wieder gut machen wollte. Auch über seinen Wiz war er nicht allerdings Meister. Er fühlte gewiß die Wahrheit der Regel, daß die Regenten der Erde nicht über einander spötteln sollen, aber unterdrückte es nicht immer, wenn das Gefühl von seiner grossen Ueberlegenheit über manchen seiner erhabenen Zeitgenossen ihm einen Spott über deren Betragen, und sein Wiz ihm einen treffenden Ausdruck dafür eingab. Sein bekanntes schönes und damals wahres Bonmot, das er dem Französischen Abgesandten sagte, als der Vorhang im Aufziehen stecken blieb, und die Schauspieler für eine Weile nur von unten sichtbar blieben,* hat ihn vielleicht nicht lange gefreuet. Er mußte es nicht aussprechen. Denn er hatte damals keinen Krieg mit Frankreich, und wußte, daß doch sein politisches Interesse an diesem Hofe von den Ministern des untähtigen

*) Voilà le Ministere de France! Beaucoup de pieds, et point de têtes!

Ludwigs XV. abhieng. Seine Spötteleien über Elisabeth bestimmten sie vielleicht mehr zum Kriege wider ihn, als deren geheime Verbindung vom J. 1745. mit Oesterreich und Sachsen.

Aber überhaupt hatte und übte er, wenn er auf sich Acht hatte, die den Grossen so seltne Gabe, jeden Menschen so zu nehmen, wie er genommen sein wollte, und, wo es nicht auf seine Regenten-Würde ankam, mit manchem so zu reden und zu handeln, als wenn er der abhängigste und folglich der biegsamste Mensch auf Erden wäre. Da konnte der grosse Mann allen allerlei werden, wenn es z. B. darauf ankam, einen Quanz zur guten Laune zurück zu bringen, als er die ihm teuer bezahlte Flöte zerbrochen hatte, oder, wenn ein Page ihm widersprach, aber um seiner Ehre willen, oder wenn sein Kutscher Pfund noch einen Gevatterustand vor der Reise mit dem König abzutuhn hatte. Doch ich müßte ja Bogen voll schreiben, wenn ich alle Beweise von dieser Biegsamkeit seines Ausdrucks und selbst seiner Denkungsart aus

allem, was man seit seinem Tode darüber gesammelt hat, ausziehen wollte, von einer Biegsamkeit, die kein Ober-Cammerherr, kein Oberhofmarschall je gewinnen wird, wenn er gleich Jahre lang sich dahin gestellt sieht, um das in gleichgültigen Vorfällen zu sprechen, was der Fürst zu sprechen nicht Lust hat. Aber das eben war die Haupt-Sache. Nachdem der König, wie ich S. 84. erwähnt, den Gedanken aufgegeben hatte, einen glänzenden Hof zu halten, und eigentliches Hofleben ihm zur Last ward, sprach er die Hofsprache nur bei Vorfällen und gegen Personen, die ihm gleichgültig waren, und brauchte die Etikette gerade nur dazu, wozu sie gut ist, ließ sich aber durch sie nie in einer solchen Unterredung stören oder leiten, die ihm Vergnügen oder Interesse gab.

Sein Beispiel hat gewiß sehr gewirkt und wird noch auf die Dauer wirken. Was Ludwigs XIV. Beispiel an so vielen Fürsten verdarb, die dessen glänzenden Hof besuchten, um den prunkenden Für-

sten anzustaunen, das hat schon und wird noch ferner Friedrichs Vorbild wieder gut machen. Ihn sahen so viele Fürsten neuerer Zeit, sahen den grossen Mann in seiner eigentühmlichen Würde, sahen wenig von dem, was bei andern Regenten Glanz des Hofes heißt, und vermißten es gar nicht.

Joseph II. besaß diese Gabe der leichten Unterhaltung in mehrerer Gleichförmigkeit und Unabhängigkeit von Launen, als Friedrich. Bei ihm lag sie ganz in dem Charakter. Er war seiner Neigung nach noch weit mehr als dieser zu Geschäften aufgelegt, wenn gleich nicht allerdings so glücklich in denselben, nicht ganz so überlegend und fest in der Ausführung seiner Entwürfe. Aber seine Gesprächigkeit war ungebundener. Fast alle Zeugen der Zusammenkunft, welche beide grosse Männer mit einander in Schlesien hatten, haben bemerkt, daß Friedrich nicht ohne Verlegenheit, Joseph aber immer frei und offen sich benommen habe. Seine Art der Unterredung

hieng nicht so sehr von dem Gefallen ab, welchen er an denen Personen fand, mit welchen er sich einließ. Auch das muß man ihm als einen Vorzug anrechnen, daß er nicht, wie Friedrich, ausdrücklich Personen zu einem Umgange um sich gesammelt hatte, in welchem sich sein Witz hätte ausbilden und schärfen können, sondern daß vielmehr alle die Grossen, die ihn umgaben, bis dahin auf einen Ton des Umgangs gestimmt waren, der von dem seinigen sehr verschieden war, und den sie erst langsam und spät nach ihm umbildeten. Er redete, wo es der Mühe wehrt war zu reden, und gab jedermann den Muht, das zu sagen, was er glaubte sagen zu müssen, ohne abzuwarten, was er sagen dürfte. Sein Wiz war leicht und zufällig, nimmer gesucht, oder mit dem Vorsatze von dieser Seite zu scheinen vorgebracht. Mehr als zweihundert Jahre hindurch hatte diese Gabe so sehr in dem Hause Oesterreich gefehlt, daß ich mich doch auch nicht Eines Bonmot zu erinnern wüßte, welches die

Geschichte von einem Prinzen dieses Hauses aufbehalten hätte.

Josephs Geschäftssprache war nicht studirt, wie die von Friedrich es oft war, zumal wenn er in Geschäften nicht seine Umgangs- sondern seine Muttersprache reden mußte. Ich habe in der mit solcher Begierde gelesenen Erzählung von einer Geschäftsreise zum Besehen einer neuen Anlage in einem gewissen Bruche ihn nicht allerdings bewundern können, wenn gleich dieselbe als Schilderung von seiner Sprache und seinem Betragen bei solchen Veranlassungen ihren unverkennbaren Wehrt hat. Kann auch ein Fürst viel weniger sagen, wenn er sich über den Fortgang einer Unternehmung belehren will, die ihn interessirt, und mit welchem zufrieden zu sein er nun Ursache findet? Es war nicht wahre Geschäftssprache, nicht wahre Sprache der Unterhaltung, und sollte doch beides sein. Joseph bedurfte auch nicht der kleinen Künste, mit welchen Friedrich oft eine Unterredung anfieng,

die er nicht Lust hatte fortzusetzen. Wer kann Friedrich da loben, wenn er auf eben dieser Reise einen dritten fragt, wer der dicke Mann mit dem dem weissen Rock sei? und ihn darauf namentlich anredet; als aber der gute Mann in der frohen Täuschung, seinem König bekannter zu sein, als er bis dahin geglaubt hatte, auf den König zutreten will, ihm durch sein trocknes: Bleib er nur da; ich kenne ihn! ein versteinerndes Stillschweigen gebietet? Er mußte diese kleine Rolle, welche er, wie bekannt, so oft gegen seine Musketirer spielte, um sie glauben zu machen, er kenne sie alle bei Namen, nicht gegen einen Mann von mehrerm Belang und in Gegenwart solcher Zeugen, als welche er damals um sich hatte, anfangen, ohne sie ganz auszuspielen. Es mußte ihm der Mühe wehrt werden, dem von ihm geflissentlich getäuschten Landraht ein paar Worte mehr zu erlauben und selbst zu schenken. Blos in der Absicht mußte er es tuhn, um jene seine kleine Kunst nicht ganz zu verrahten, und seine Diener eines höhern

Ranges glauben zu machen, als wäre seine Aufmerksamkeit auf einzelne der Anfang eines Wolwollens, welches freilich nicht bei jedem Musketir Statt haben konnte, wenn er ihn auf eben die Art anredete.

Josephs Wiz war freilich in einzelnen Fällen kränkend und beschämend, insonderheit dann, wenn Leute ihn mit Bitten angiengen, deren Aufzug und Betragen gegen die dringende Notwendigkeit ihrer Bitte zu zeugen schien. Aber wie viel beissendes hat nicht Friedrich mit Wiz, und wie viel hartes ohne Wiz gesagt, ja so gar geschrieben, zumal in seinen frühern Jahren? Denn das ist unstreitig, daß er in den lezten zwanzig Jahren seines Lebens viel sanfter und im Ganzen wolwollender war. Aber Josephs beste Zeit ist, leider! nicht gekommen, in welcher er, wie ich glaube annemen zu dürfen, sich noch viel liebenswürdiger mögte gezeigt haben, als er es bis dahin schon war.

In so veränderten Zeiten läßt sich etwas für Vorschläge hoffen, dergleichen ich hier gebe, und wie sie mancher andre besser wird geben können. Die Prinzen-Erziehung muß besser werden. Hof-Etikette wird und muß bleiben. Sie ist für Fürsten und Prinzen immerhin sehr zuträglich, um Faulschwäzer von beiden, und Verführer von den Prinzen abzuhalten. Aber nimmer muß sie im Wege stehen, wenn beide Menschen von gesundem Verstande oder solche aufsuchen wollen, die dies oder jenes wissen, was der Fürst oder der Prinz nicht eben so gut weiß, sie mögen sein, welches Standes sie wollen. Nach dieser Regel angewandt und wieder beiseite gesezt wird sie der so sehr zu wünschenden Ausbildung der Prinzen nicht so gewaltsam entgegen streben, die sie denen Menschen wieder näher bringt, für welche zu sorgen sie bestimmt sind.

Eins muß ich noch hinzusetzen: Mit dieser Gabe, welche alle Fürsten billig haben sollten,

allein ist es keineswegs getahn. Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten stellt viele Regenten dar, welche dieselbe in hohem Grade hatten, aber nichts weniger, als gute Geschäftsmänner waren. Der lustige Carl II. war ein König dieser Art. Auch Ludwig dem XV. fehlte sie nicht. Noch jezt hat Europa mehr als Einen sehr redseligen Fürsten, dessen Geschäftigkeit aber keinen angenehmern Gegenstand hat, als den Hoftand, die Regulirung des Cerimoniels und Anordnung grosser Prunkvoller Feierlichkeiten. Wenn ich von dieser Gabe so groß denke, so sehe ich sie blos als Eins der ersten Erfodernisse zur künftigen Geschäfts-Fähigkeit eines Prinzen an, keinesweges aber als das einzige. Sie kann einem Prinzen angeboren sein, und wird doch am Ende zur leeren Geschwätzigkeit. So manchem Menschen, der nicht Prinz ist, wird es unendlich angenehmer und leichter, seiner Zunge Arbeit zu geben, als seinem Kopfe, zumal wenn das Herz kein Gefühl für Gemeinnützigkeit hat. Auf der

andern Seite kann ein Prinz sehr viel Herz und Kopf haben. Aber wenn es in jenem wichtigen Puncte mit ihm versehen ist, wenn er blöde und dabei stolz erzogen ist, wird er ein schweres Hindernis seiner wolgemeinten Tähtigkeit fühlen, von welchem er sich in spätern Jahren nie ganz befreien kann.

Wenig Menschen sind durch natürliche Neigung das, was man maulfaul nennt. (Man erlaube mir diesen Ausdruck. Er ist richtig und der Sache angemessen.) Die es werden, kommen gewöhnlich dazu durch Fehler der Erziehung, durch früh ihnen mitgeteilten Stolz oder durch eine Folge desjenigen, was wir Niedersachsen verblüffen nennen. Eine dritte Ursache sind Fehler der Ausrede, die auch sehr oft in frühen Versehen in der Erziehung ihren Grund haben. Ist der Fehler aus der ersten Ursache entstanden, so ist er in dem Maasse unheilbarer, je weniger ein mit frühem noch auf keine wahre Vorzüge sich gründenden Stolz behafteter Prinz in seiner Gei-

stes-Fähigkeit die Kraft fühlt, die Würde zu behaupten, welche er aus früher Verleitung sich selbst beilegt.

Ist er in der zweiten Ursache gegründet, so bessert er sich bei einem Manne von einiger Geisteskraft, wenn er zu rechter Zeit in eine solche Lage geräht, wo er einerseits seinen erhöheten Wehrt im Verhältnis zu andern Menschen fühlt, andrerseits bei nun entstehender oder gemehrter Tähtigkeit erfährt, daß er nicht wirken könne ohne zu reden. So ergeht es mit manchem Manne geringern Standes, wenn er bei eingeschränkten Umständen blöde und scheu gewesen ist, aber nachher einen Standpunkt erreicht, von welchem aus er mit freierem Blick auf die Menschen umher oder herab sehen kann, mit welchen ihn die Tähtigkeit seiner spätern Jahre zusammen bringt.

Die dritte Ursache wirkt nicht immer den Fehler, der eine so natürliche Folge von ihr zu sein scheint, und deswegen habe ich ihrer zulezt erwähnt. Es giebt so viel stammelnde, schnarrende, lispelnde,

schnaubende Schwätzer in allen Ständen! Es war sogar einmal eine Zeit, (ich sage nicht, daß sie noch sei) da Personen, die sich sehr vornehm dünkten, es durch angenommene Fehler in der Ausrede bemerkbar zu machen suchten, aber dennoch bis zum Ueberdruß anderer redselig waren. Wenn jedoch ein noch junger Mann den Fehler so sehr fühlt, daß er ihm wirklich das Reden beschwerlich macht, oder er andern unangenehm, ja lächerlich dadurch zu werden fürchtet, dann ist demselben nicht leicht abzuhelfen. Für August III. war es ein wahres Unglück, daß er so sehr stammelte, und eine Hauptursache seiner für Sachsen so unglücklichen Regierung. Ich will indessen meine Vorschläge, um den noch jungen Prinzen zu der Gabe der leichten Unterredung vorzubereiten, nicht nach diesen Fehlern, sondern nach einer gewissen Zeitfolge ordnen, in welcher sie während seiner Jugend anwendbar sein mögten. Der erste ist schon zu Anfang von mir angegeben, nemlich, daß man die Personen, die um den Prin-

zen als Kind leben, alle so aussuche, daß keiner unter ihnen Fehler an den Sprach-Organen hat. Aber es gehört doch noch mehr dazu. Sie müssen bei ihrer deutlichen Ausrede nichts misfallendes in dem Ton der Sprache haben, nicht ziehen, nicht heulen, nicht verschlucken, nicht die Worte wie polternd hinter einander jagen. Man wird es bei Kindern aller Stände wahrnehmen, daß sie diese Fehler alle nachahmen, wenn sie sich bei denen Menschen finden, die in früher Kindheit, da sie zu reden anfangen, am meisten um sie sind.

Mein zweiter Raht ist, daß man in denen Jahren, da deren Sprache sich zu bilden anfängt, keine Personen, wenigstens nicht oft zu ihnen lasse, die nicht eine gehörig ausgebildete Sprache haben, niemanden, der sich gewisse leere Einschiebsel, überflüssige Ausrufungen, unschickliche Wendungen und Einleitungen des Gesprächs angewöhnt hat. Man muß solche wählen, welche sich über alles bestimmt und deutlich, niemals

weitschweifig ausdrücken, sich nicht wiederholen, oder sich noch einmal anders erklären wollen, wenn sie Einmal verstanden sind. Darauf muß selbst bei solchen Leuten gesehen werden, die viel um den Prinzen leben, daß sie nicht zu redselig sind, und den Prinzen in der Leuten dieser Art sehr gewöhnlichen Weitschweifigkeit zu unterhalten sich anmassen. Man erlaube allen, die viel um den Prinzen sind, ja vielmehr man weise sie an, es nicht mit denen vielen Einschiebseln zu übertreiben, welche zur Sprache der Höflichkeit und noch mehr zur Sprache der Demuht und des Respects für hochgebohrne Personen zu gehören scheinen. Ich sage nicht mehr, als man soll es damit nicht übertreiben. Wenn der Prinz einmal weiß, was er ist, so räume ich ein, daß es nicht sehr viel auf die Ausdrücke dieser Art ankomme. Sein Ohr gewöhnt sich so daran, daß es sie als leere Schälle überhört. Aber sie verderben die natürliche Menschensprache. Wenn er immer mit Leuten redet, die in jeder Periode ihn

von seiner Durchlauchtigkeit, seiner Gnade und ihrer Untertähnigkeit hören lassen, so hört er unter deren Zehn nicht Eine richtig zusammenhängende; und er selbst, wenn er etwas richtig gedachtes sagen will, wird nicht gelernt haben, wie er seine Worte ordnen solle, zwischen welche diese Lückenfüller nicht eben so gehören. Am schlimmsten ist es, wenn ein zu höflicher Herr Instructor diese Förmelchen in seinen Unterricht einschiebt, und dessen Zusammenhang durch ein immer wieder schallendes: Ihro Hoheit, Ihro Durchlaucht, Sie haben die Gnade zu bemerken, daß — Ich hoffe, es werde J. D. noch nicht entfallen sein. — J. D. erlauben mir ihre Aufmerksamkeit zu erbitten, wenn ich Ihnen anmerke u. dgl. m. unterbricht. Ich weiß wol, daß man in unsern Zeiten diese Sprache einem Instructor nicht leicht vorschreiben wird. Vor diesem verstand es sich von selbst, daß er seinen Unterricht mit diesen Förmelchen ausspicken mußte, und noch jezt mögte bei manchem zu demütigen Lehrer junger Prin-

zen nötig werden, ihm es zu untersagen. Mancher befindet sich wohl dabei. Je mehr er seinen Unterricht durch solche Einschiebsel dehnt, desto weniger darf er von Sachen reden.

Eben so viel wird versehen, wenn man den Prinzen leitet, dergleichen falsche Beizierden zu viel in seine eigne Reden einzuschieben. Sein Ausdruck wird dadurch früh schleppend, kraftlos und verworren werden. Für wahre Herablassung gegen Personen, die der Geburt nach unter ihm sind, für wahre Ehrfurcht gegen seine Eltern und andre Personen eines gleich hohen Ranges wird sich der Ausdruck von selbst richtiger und treffender finden, wenn der Prinz natürlich zu reden gelernt hat. Wenn er in reifen Jahren Höflichkeit und Politesse, Manieren und Sitten mit richtigem Gefühl unterscheiden lernt, da werden sich die Worte leichter zu Gedanken, bei welchen das Herz gehörig empfindet, fügen, als wenn er verwöhnt ist, jene leere Ausdrücke für mehr geltend zu halten, als was sie wirklich

unter denkenden Menschen gelten, und von ihnen anzunehmen, daß er durch sie sich wirklich beliebter mache, als ohne sie. In der Lebhaftigkeit einer Unterredung, deren ein gewisser grosser Fürst mich würdigte, und die wirklich reich an Inhalt war, hatte mir derselbe eine erhebliche Anmerkung gemacht und sezte ganz natürlich hinzu: so, wie ich Ihnen sage, wiederholte sich aber sogleich: wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen. Zu viel Höflichkeit, dachte ich, für einen solchen Fürsten gegen dich! aber doch auch nur Höflichkeit und kein Grund in ihr zu einem Zuwachs der innern Verehrung, die ich schon ohnehin für diesen grossen Mann hegte.

Vierter Raht: Man beachte den Prinzen ja wol, daß er sich nicht andre unbedeutende Ausdrücke, leere Ausrufungen, überflüssige Beteurungen, Wörter, die wie Ruheplätze dienen, wenn man sich besinnen will, und nicht etwas voraus gedacht hat, angewöhne, z. B. was wollte ich doch sagen? Hören Sie! Sehen

Sie! Verstehen sie mich? u. dgl. Doch dieß gehört noch mehr für das spätere Alter, auf welches meine folgenden Vorschläge gehen.

Denn alsdann hauptsächlich, wenn der Prinz stärker am Geist wird, mehr zusammenhängend denkt, und folglich zusammenhängend zu reden sucht, ist es die rechte Zeit, auf die Bildung seiner Sprache Acht zu haben. Da muß man vor allen Dingen, (dieß ist mein

Fünfter Raht) den Umfang seiner Begriffe zu vermehren, aber auch ihnen die möglich größte Klarheit, ja selbst Deutlichkeit zu geben suchen, deren sein noch junger Kopf fähig ist.

Das muß noch nicht in dem wissenschaftlichen Unterrichte geschehen; man muß es nicht darauf anlegen, ihn früh über Dinge räsonniren zu lehren, bevor er den Zusammenhang von Mitteln und Zwecken, von Ursachen und Wirkungen anschaulich erkannt hat. Es wird am besten gelingen, wenn man in dem Wege verfährt, den ich in dem Fragment von den Vergnügungen angerahten

habe. Man muß ihn als Augenzeugen mit jeder Art nüzlicher menschlicher Geschäftigkeit bekannt machen, die ihn interessiren, und von welcher er den Zusammenhang einigermassen durchschauen kann. Von allem, was ihn künftig als Regenten angehen wird, kann und muß noch gar nicht die Rede sein. Auch vom Militär nicht. Denn da kann er den Zusammenhang dessen, was man ihm als Spiel unter die Augen bringt, mit dem künftigen Ernst noch nicht durchschauen.

Unter Künsten und Manufacturen muß man diejenigen auswählen, deren Gang und Folge der Arbeiten leicht einzusehen ist, und erst spät solche, in denen die Geschwindigkeit gewisser Handgriffe, oder eine dem Prinzen noch nicht faßliche Mechanik oder Chemische ihm noch unerklärbare Operationen ihm hier Einen dort einen andern Teil der Arbeit verstecken würden. Es kömmt darauf an, ihm wahren Geist der Beobachtung früh einzuflössen. Der entsteht nicht aus blossem Angaffen, auch nicht, wenn zwar

das beobachtete einen Zusammenhang hat, dieser aber nicht begriffen wird. Wenn man einen Knaben alle Tage einem Taschenspieler zusehen lassen wollte, er würde nicht nur den Beobachtungsgeist nicht gewinnen, sondern sich verwöhnen, mit blossem Zugucken zufrieden zu sein, ohne der Verbindung von Ursachen und Wirkungen nachzudenken.

Wenn dann der Umfang der Ideen erweitert ist, so hat der Prinz Stof zu reden und wird gern von dem reden wollen, was er gut begriffen hat. Hier muß man ihn leiten, aber nicht eher, als man sieht, daß es nötig ist. Sieht man Deutlichkeit der Ideen, so muß man ihn ja nicht ängstlich über die Wahl der Ausdrücke machen, und ihm nur hineinhelfen, wenn er sie nicht selbst zu finden weiß. Wenn man bemerkt, daß er aus dunkeln Begriffen von einer Sache reden will, so muß man ihn unterbrechen, und ihm sagen: Prinz, Sie haben die Sache nicht recht gefaßt. Sie müssen noch einmal hin, und wie-

der zusehen; oder, wenn besehen nicht möglich oder überflüssig ist, ihn entweder unmittelbar oder, wenn dieß nicht schicklich ist, absonderlich des rechten belehren. Aber dabei muß er ja immer erhalten werden, daß er über nichts zu reden wage, was er nicht hinlänglich weiß oder einsieht, so weit als sein Alter ihn dazu fähig macht.

Eine Hauptquelle der dem Prinzen als Knaben mitzuteilenden Ideen sind geschichtliche Kenntnisse. Ich habe den Abschnitt über den dem Prinzen zu erteilenden Unterricht nicht durch Angabe der Methode dehnen wollen, wie diese oder jene Wissenschaft und wie insonderheit die Geschichte ihm vorzutragen sei. Aber in Rücksicht auf die Vorteile, welche diese Kenntnisse für den Prinzen schon als Knaben zur Erweiterung des Umfangs seiner Ideen und die darauf sich gründende Unterhaltung haben kann, muß ich doch etwas davon sagen.

Man lasse ihn so früh, als möglich, die Zeitungen lesen, und führe ihn bei dieser Veran-

lassung unmittelbar in denjenigen Teil geschichtlicher Kenntnisse, der in seinem noch jungen Alter das meiste Interesse für ihn haben muß. Natürlich ist es, daß auch einem Knaben es wichtiger sein müsse, von Joseph II. als von Cäsar und August, von Maria Theresia, als von der Cleopatra, von Friedrich, als von Alexander etwas zu wissen. Er gewinnt dadurch insonderheit den grossen Vorteil, daß er an den Unterredungen derer, die ihn umgeben, Anteil nehmen und sich daourch noch weiter aufklären kann. Damit kann man nicht warten, bis er in einem methodischen Vortrag der Geschichte, welchen natürlich die neueste Geschichte beschließt, bis zu Ende aus gelangt sei. Sein Lehrer lese also mit ihm Anfangs ausgesuchte Artikel der Zeitungen, gebe ihm die dazu nötigen Erläuterungen, warte aber doch am liebsten seine Fragen ab. Diese Erläuterungen begleite er mit allen nötigen Hülfs-Mitteln, Landcharten, genealogischen und chronologischen Tabellen, leite ihn sie selbst zu gebrauchen, und

mache ihm Lust zur Lesung einzelner für ihn faßlicher Schriften, die sich auf die im allgemeinen gegebenen Erläuterungen passen. In diesem Unterricht muß alle Förmlichkeit fehlen. Er muß ganz in dem Wege der Unterhaltung und des natürlichen Gesprächs gegeben werden, zu welchem man den Prinzen eben dadurch geschickt machen will. Er muß insonderheit zu Anfange nicht länger dauern, als des Prinzen lebhafte Aufmerksamkeit. Man muß bei Zeitungs-Artikeln, die ihn nicht interessiren, ihn so wenig festhalten wollen, als man im täglichen Umgange ihm sagen würde: Prinz! über diese Sache müssen Sie mich jezt ganz aushören.

So unterrichtet, zugleich aber zur Unterhaltung über die Gegenstände des Unterrichts angeleitet, wird er von dem Fehler frei bleiben, welchen junge fähige Leute, und gewiß auch Prinzen um so viel leichter annehmen, je mehr sie förmlich oder wol gar feierlich unterrichtet sind, und welcher der Leichtigkeit der Unterhaltung

durchaus entgegen steht. Er wird nicht über seine Kenntnisse im Lehrton oder in der Sprache der Bücher reden, aus welchen er sie gesammelt hat. Der junge Gelehrte ist überhaupt ein unangenehmer Charakter. Dem künftigen oder dem noch jungen Fürsten steht er sehr übel an, und leitet einen jungen Mann, der so grosses Recht hat zu sprechen, was er will, zu einem andern Fehler, dem entscheidenden Ton, natürlich über, von welchem ich in dem nächsten Fragment noch vieles zu sagen habe.

Siebentes Fragment.

Wie ist der Prinz schon als Knabe vor Geschwätzigkeit zu bewahren?

Die in den vorhergehenden beiden Fragmenten gegebenen Vorschläge, um den Prinzen vor Blödigkeit zu bewahren und ihm die Gabe des leichten Umgangs mitzuteilen, werden freilich, wenn es mit deren Anwendung gelingt, diesem Fehler

sehr vorbeugen. Aber in der frühen Lebensweise eines Prinzen sind so viele Veranlassungen, die ihn eben dann, wann er von Blödigkeit befreit ist, und mit einer gewissen Leichtigkeit sich auszudrücken gelernt hat, über die Grenze führen mögten. In der Geschwäzigkeit eines Knaben ist zwar noch kein Uebel. Junge Leute geringeren Standes erfahren es zu oft, wenn sie nicht ohne Zucht leben, in den Weisungen ihrer Vorgesezten, wenn sie ohne Verstand geredet haben, daß zum Sprechen mehr als eine geläufige Zunge nötig sei, und werden dadurch behutsamer. Aber bei Knaben höheren, nicht allein fürstlichen Standes, fehlt dies zu sehr. Angenommen, ihr Hofmeister erlaube sich die ihnen so nüzlichen Erinnerungen bei Vorfällen dieser Art, und wage es wol gar, sie zuweilen schamroht zu machen, wenn sie zu kindisch und sinnlos schwazen, so befinden sie sich zu oft in dem Umgange mit solchen Personen, welche nicht nur dies nicht wagen, sondern auch jedem Geschwäz, das sie hervorbrin-

gen, ihr lautes Lob und lauten Beifall geben. Dazu kommen die höfischen Sitten oder vielmehr Manieren, zu welchen man doch jeden Prinzen recht früh glaubt anleiten zu müssen. Er muß gelehrt werden, etwas zu sagen, etwas zu fragen, und auf Fragen, die ihm geschehen, etwas zu antworten, wenn bei der Cour und im Apartement einzelne ihm präsentirt werden und hunderte sich an ihn drängen, um dem Scheine nach ihn zu unterhalten. Das alles ist denn doch gewöhnlich eine Unterhaltung über Nichts, Worte nicht aus Gedanken entwickelt und keine Gedanken herbeileitend, und das bei einem Knaben, dessen Worte dereinst mehr Gewicht, mehr Ernst und Nachdruck haben sollen, als die Worte irgend andrer Menschen. Zwar habe ich manche junge Männer gekannt, welche, wenn sie in ihrer Jugend diese vornehm geachtete oder höfische Geschwätzigkeit angenommen hatten, bei ihrer spätern Bestimmung dieselbe verloren, und so sprechen lernten, wie es einem Geschäftsmann

geziemt. Aber bei dem jungen Herrn von Stande, der nachher in Hofbedienungen eintritt, bleibt es nicht nur so, sondern er wird diese Geschwätzigkeit als ein Talent ansehen, dessen er als Hofmann nicht entbehren kann. Der Prinz aber bleibt immer der erste Mann seines Hofes, eben dann, wann er der erste Geschäftsmann in seinem Lande wird. Da behält dann gerne auch bei ihm die Hofsprache die Oberhand über die Geschäftssprache, oder vereint sich mit dieser in ein wunderbares Gemische. Der Fürst, verwöhnt zu fragen, zu antworten, ohne etwas dabei zu denken, bei keinem Gegenstande verweilend, weil das Hofgeschwätze wirklich keinen Gegenstand hat, spricht über Sachen mit eben der Eilfertigkeit, fragt in Geschäften, und wartet bei allem so wenig die überdachte Antwort des Mannes ab, der ihm gerne das Richtige sagen möchte, als er sie bei der Cour von dem ihm präsentirten Fremden abwartet, wenn er ihm, blos um etwas zu sprechen, die gleichgültigsten Fragen über Dinge

ruht, die er teils schon weiß, teils nicht zu wissen verlangt. Mit diesen gleichgültigen höfischen Anreden und Fragen will es dann gar nicht fort, wann sie glauben mit Männern reden zu müssen, von welchen sie etwas hohe Begriffe haben. Ich kann mir nicht verbieten, zwei Auftritte der Art zu erzählen, von welchen beiden ich ein naher Zeuge war

Als Georg II. im Jahr 1748. Göttingen persönlich besuchte, wurden ihm die Lehrer der Akademie nach einander vorgestellt, von dem Könige angeschaut, und zogen, wie im stummen Schattenspiel, vorüber. Nur auf den grossen Haller ward er aufmerksam, und glaubte, ihm doch Ein Wort sagen zu müssen. — Krieg' Er mir nur nicht das Heimweh! — das war alles. Sehr natürlich ward durch diese königlichen Worte Hallers Heimweh nicht geschwächt, welches ihn nicht lange nachher in die Schweiz zurückzog. Auch die Deutschen Gelehrten, welche Friedrich zuweilen zur Unterredung rufen ließ, haben wenig

Ehre und Freude davon gehabt; vielleicht von allen Gottsched die meiste. Solche Unterredungen flossen diesem grossen Könige schlecht, weil er nicht die Französische, seine Umgangssprache brauchte, sondern die Sprache, in welcher er durch die Anrede in ER seinen königlichen Abstand von andern Menschen anhaltend bezeichnete. Wie so ganz anders und doch auf gut Deutsch unterhielt Joseph sich mit Hallern, als er mit Beiseitesetzung aller Kaiserwürde ihn zu Bern in seiner Studierstube aufsuchte!

Vor bald siebenzehn Jahren traf ich mit Moses Mendelssohn in Pirmont zusammen. Eine Dame hohen Ranges aus Berlin glaubte doch auch zeigen zu müssen, daß sie so gut, wie andre, mit Mendelssohn reden könnte. Die Allee war sehr voll. Plözlich verließ sie die Linie der Hoch- und Hochwolgebohrnen Gnädigen, in welcher sie lustwandelte, als wenn sie die Linie durchbrechen wollte, in welcher Mendelssohn ein gleiches taht, und fragte ihn ohne alle Einleitung

des Gesprächs: Hat er Briefe? M. Woher, meinen Ihro Gnaden? Fr. Aus Berlin. M. Ich habe freilich einige bekommen. Fr. Hat Er denn nichts neues? M. Meine Freunde schreiben mir nichts neues. Fr. Das wundert mich. M. Meine Freunde denken, ich erfahre alles neue zeitig genug, wenn ich wieder zu ihnen komme. — Damit hatte dann die ganze Unterhaltung ein Ende. Mendelssohn versicherte uns, daß er die Hochwolgebohrne Gnädige nicht weiter als nach ihrem Namen und Range kenne, daß dies die ersten Worte sein, die er in seinem Leben mit ihr wechsele, und sehr wahrscheinlich die lezten sein würden.

Es giebt jedoch eine gewisse besser fliessende Beredsamkeit, bei welcher Personen eines hohen Ranges so ganz zufrieden mit sich sind. Bei dieser glauben sie ganz Meister einer Sache zu sein, weil ihnen die Worte darüber so gut zufliessen, und vermeinen einen jeden Gegenstand zu erschöpfen, wenn sie nur lange darüber schwatzen.

Eine Beredsamkeit, gegen welche der Mann gar nicht angehen kann, der nicht so wol von der Sache als aus der Sache glaubt sprechen zu müssen! Wie solche Prinzen selbst durchaus verdorben zu wahren Geschäftsmännern sind, so sind auch alle gute Geschäftsmänner mit ihnen übel daran. Sie glauben alles zu durchblizen, was andre mühsam durchschauen, lassen sich bei keinem Gegenstande festhalten, sondern springen auf Nebendinge ab, um nur fortreden zu können, achten auch nicht auf die Meinung und den Raht des Sachverständigen, wenn er sie mit einer minder geläufigen Zunge vorträgt.

Man hat Grund zu erwarten, und wenigstens ist es bei andern Menschen gewöhnlich, daß an diese jugendliche Geschwätzigkeit mehrere Ueberlegung sich anknüpfen werde, wenn die Kenntnisse des jungen Schwätzers sich mehren, und bessere Gegenstände der Unterredung ihm aus einem wol unterhaltenen Beobachtungsgeiste entstehen. Aber bei einem Prinzen schlägt es eben

alsdann oft dahin über, daß er, wenn er sich bewußt ist, mehr bei dem, was er spricht, zu denken, als vorhin, einen entscheidenden Ton annimmt. Zu wenig gewohnt, in seinen frühern Unterredungen Belehrung von andern zu empfahen, hält er, wenn er über Sachen spricht, alles, was er selbst sagt, für das Beste, was darüber gesagt werden kann, überhört alles, was man ihm gerne dazu sagen möchte, und läßt es vollends nicht dahin kommen, daß man seinen Gedanken irgend etwas entgegen setzen könnte. Denn um Fürsten zu widerlegen, wenn sie eine Sache nicht recht einsehen, braucht es doch für jeden, der nicht eine grosse Gabe der Dreistigkeit hat, einer gewissen Einleitung und eines gewissen Uebergangs von dem höflichen, bis dahin gegebenen Beifall zu einem bescheidenen Einwurf. Dieser aber läßt sich nicht machen, nicht eindringend vorbringen, wenn man mit einem Prinzen zu schaffen hat, der schnell entscheidet, bei keiner Sache verweilt, und dessen

Gedanken an den Gegenstand der Unterredung sich so schnell, wie die Worte in der Luft, verlieren.

Eine andre sehr schädliche Folge jener Geschwätzigkeit ist Tadelsucht, und was man bei jungen Leuten Naseweisheit nennt. Ich gienge zu weit, wenn ich diese blos als Folgen höfischer Erziehung angeben wollte. Sie entsteht so leicht bei Kindern weit vom Hofe in weit geringeren Volksclassen, wenn deren Aeltern glauben, eine grössere Feinheit der Sitten gewonnen zu haben, als in der Volksclasse, welcher sie angehören, die gewöhnliche ist. Vollends schnell findet sie sich ein, wenn Kinder ihren Eltern es oft anmerken, daß sie sich für besser, für klüger, für feiner in Sitten halten, als Menschen, die ihnen teils gleich, teils unter ihnen sind, aber doch noch in einiger Verbindung und Umgange mit ihnen stehen. Da fällt ihnen so manches lieblose, hämische, verächtliche Urteil über diese Leute in die Ohren; da wird in schlauen Bemerkungen über Dinge gewitzelt, die unter Menschen, die sich

als gleich ansehen, oder es wirklich sind, gar nicht für Fehler genommen werden können, aber sogleich dafür gelten, wenn ein Teil sich selbst für mehr verfeinert hält. Alles muß dazu den Stof hergeben; nicht blos kleine Fehler in Sitten und Manieren, die Folgen der Unbekanntschaft mit dem Ton der feinen Welt. Blos in dem Gedanken: der Mensch ist nicht ganz, wie unser Einer, spricht nicht, kleidet sich nicht, trägt sich nicht wie unser Einer, ist Anlaß genug, um den Mund zum Spötteln zu öfnen. Ich traf auf meiner Rückreise von England mit zwei jungen Lords auf dem Paketboot zusammen, die mit grossem Aufwande zu reisen schienen. Weil wir gegen den Sturm aussegelten, und insgesamt sogleich seekrank wurden, war keine Bekanntschaft entstanden. Als der Sturm am dritten Tage sich zu legen anfieng, erschienen wir auf dem Deck und sahen alle gleich nüchtern aus, sie in ihren Fracks mit zerstörten Haaren, ich, doch vielleicht etwas weniger, in meinem reinlichen Schlafrock

und weissen Mütze. Sir, sagte der eine, Your Night-Gown suits You extremely well; und zu gleicher Zeit der andre: was that Night-Cap bought in London? (Der Schlafrock kleidet Sie sehr gut. Ist die Mütze in London gekauft?) Ich sah sie einen um den andern ganz stillschweigend und so bedeutend an, daß sie ihre Ungezogenheit selbst fühlten, und in einem ganz veränderten Tone von der für uns alle so erwünschten Veränderung des Wetters zu reden anfiengen; wie sie denn auch während der noch übrigen Reise sehr höflich blieben.

Dies kenne ich nun von frühen Jahren als den durchaus gewöhnlichen Ton bei jungen Menschen beiderlei Geschlechts, wenn sie geschwäzig werden und sich etwas dünken. Bei jungen Prinzen entsteht er vollends natürlich, weil sie so vielen Anlaß haben, sich mehr als andere zu dünken, nnd dieser Gedanke von so vielen vor ihnen kriechenden Menschen genährt wird. In der Taht treffen sie auch, so bald sie, wie doch aus andern

Gründen so sehr zu rahten ist, nur etwas aus dem höfischen Umgange heraustreten, so oft mit Menschen zusammen, deren Auftritt, Anstand und Betragen etwas für sie auffallendes haben mag, daß, wenn ihnen die Zunge nicht zu rechter Zeit gezähmt, oder besser! wenn uicht mit Ueberlegung dem Hange zur Geschwäzigkeit entgegengewirkt wird, diese eben an der Spöttelei und an spizigen Anmerkungen über andre Menschen die reichlichste Nahrung findet. Aber ein Fürst soll niemals spötteln, niemals auf Unkosten anderer wizig sein. Es war wahrhaftig nicht die schöne Seite Friedrichs, daß er dies so oft, so gern und so leicht taht. Seine Spötteleien über Elisabeth, durch nichts weniger veranlaßt, als durch sein moralisches Gefühl über das, was er an ihr bespottete, haben hunderttausenden das Leben gekostet.

Das mögte nun freilich nicht die Folge spottender Schwazhaftigkeit bei kleinern Fürsten sein. Aber Ein wesentlicher Schade folgt für alle dar-

aus. Fürsten, welche als Knaben oder Jünglinge sich gewöhnt haben, diese und jene kleine Fehler an Menschen, die unter ihnen sind, und gewisse Schwächen oder Fehler in Manieren zum Gegenstande ihres Spottes nnd ihrer wizigen Geschwäzigkeit zu machen, lernen nie die Kunst, die Menschen richtig zu beurteilen. Da sie nun alle ihre Diener unter Menschen aussuchen müssen, die unter ihnen sind, und deren nur wenige eine höfische Erziehung genossen haben, so bleibt ihre Auswahl immer unsicher, Sie haften blos an dem Aeusserlichen, und wenn in diesem eine Kleinigkeit ihnen auffällt, so wird schon ihr Spott rege, oder aufs mindeste ihre Aufmerksamkeit von dem stillen Verdienst manches Menschen abgezogen, an welchem sie den besten Diener haben könnten, bei welchem aber des Seins mehr als des Scheins ist.

Besser als dies, wenn gleich auch ein Fehler und Ursache mancher Misgriffe, ist es, wenn der Fürst auf Physiognomie, oder Blik und Mine

achtet. Das that auch Friedrich, wie bekannt ist, gar sehr. Aber ich kann und darf nicht entscheiden, ob der Schade grösser gewesen sei, der ihm daraus entstand, wenn er manchen nicht in seine Dienste nahm, nnd andre niederhielt, weil ihr Gesicht ihm nicht gefiel, oder der Vorteil, wenn er so manchen treuen Diener und Geschäftsmann hauptsächlich nach dem Eindruck wählte und nachher hob, welchen der erste Anblik auf ihn machte. Denn der Blik dieses Menschenkenners war doch gewiß öfter richtig, als unrichtig.

Es ist ein grosses Lob, wenn man von einem Manne sagen hört: er spricht gut. Man will durch diesen Ausdruck andeuten, daß seine Worte den Sachen angemessen sind, von welchen er redet, daß er seine Meinung deutlich und vollständig sage und seinen Gegenstand erschöpfe, so weit es für die Absicht des Gesprächs erfoderlich ist. Niemals hört man dies von einem Manne sagen, der alles in einem entscheidenden Tone spricht, so wenig als von dem wortreichen Schwätzer.

Ein Fürst muß gut sprechen, besser als sein Kammerherr, selbst besser als sein Oberkammerherr oder Hofmarschall. Diese mögen viel, mögen geläufig über ihr höfisches Nichts sprechen. Dazu sind sie gedungen, dafür bekommen sie Pensionen, allenfalls Stern und Band. Der Fürst aber muß gut, seiner Fürstenwürde und den Sachen gemäß so sprechen, daß man sicher weiß, was er haben will, aber auch Muht behält, ihm das zu sagen, was er zu hören verlangt. Aber wie ist es möglich, daß er dazu gelange, wenn er in seinen Knaben- und demnächst in seinen Jünglingsjahren gewöhnt wird, oft und viel zu sprechen über nichts. Wie kann er lernen, den Ausdruck der Sache angemessen zu wählen, wenn keine Sache zum Grunde des Gesprächs liegt?

Aber wie ist einer solchen Misleitung in den Knabenjahren eines Prinzen abzuhelfen? Ich habe so oft gesagt, daß ich keine Vorschläge wagen werde, gegen welche in dem gewöhnlichen

Gange des höfischen Lebens sich zu viele Hindernisse finden mögten. Ich mag also nicht rahten, demselben in denen Jahren, oder in einem Teile derer Jahre, in welchen die Sprache eines jeden jungen Menschen sich nach denen Gegenständen bildet, mit welchen er sich beschäftigt, und mit der Erweiterung des Umfang seiner Ideen erweitert, eine blos auf diesen Zweck abzielende Erziehung zu geben. Ich wage nicht zu sagen, daß es wol des Zweks wehrt sei, den Prinzen wenigstens von seinem achten bis zum zwölften Jahre vom Hofe zu entfernen, und ihn blos mit Menschen leben zu lassen, welche ihn von Gegenständeu unterhalten, oder in den Anfang gewisser Beschäfgungen einleiten, bei denen er mehr denken, mehr Begriffe sammeln kann, und mehr diesen Begriffen, die man ihm mitteilt, angemessene Worte zu hören bekommt, als an dem Hofe seiner Eltern. Aber Eins mögte sich doch wol möglich machen lassen, nemlich, daß man den Prinzen eben in diesen Jahren oft aus dem Hofleben

herausziehe und in einen Aufenthalt versende, wo er diesen Vorteil geniessen kann. Man lasse ihn zu diesem Ende eine Reihe von Tagen, Wochen oder Monaten etwa in einem kleineren Lustschlosse, das in der Nähe ist, oder in einem fürstlichen Palais in einer kleinern Stadt zubringen, in welcher viel menschliche Beschäftigung allerlei Art vorfällt, wo man ihn zum öftern ins Gespräch mit Menschen bringen kann, die ein gewisses Werk oder Geschäfte gut verstehen und sich richtig darüber ausdrücken, und dann, wann er bei seinen fürstlichen Aeltern erscheint, diese mit einem gewissen scheinbaren Interesse ihn über eben diese Dinge fragen, ihm nähere Erkundigungen über dies und jenes auftragen, und wenn er wieder bei ihnen erscheint, ihn aufs neue darüber befragen. Dazu kann man allerlei Gegenstände nehmen. Z. B. die Manufacturen und Künste, welche er dort zu sehen Gelegenheit hat, und insonderheit solche Dinge, deren Besuchung und Besehen ihm Vergnügen geben

kann. Z. B. Es wird Holz in der Nachbarschaft gefällt, anderes angepflanzt, ein stehender See gefischt oder ausgetroknet, ein Feld urbar gemacht u. dgl. m. Da muß der junge Prinz hin gehen, reiten, fahren, alles mit der Erwartung, seinen Aeltern davon erzählen zu können, und diese müssen sich wenigstens stellen, als wenn sie aus seinem Bericht Dinge erfahren, die von andern ihnen noch nicht berichtet sind. Dann wird er auch selbst Gegenstände zum Gespräch mit denen haben, welche sich an Hoftagen ihm nähern, wenn er zu denselden gerufen wird.

Aber, wenn so etwas durchaus nicht ausgeführt werden kann, wenn der Prinz gar nicht vom Hofe gelassen werden soll, so giebt es doch noch Einen Weg, ihm selbst die höfischen Unterhaltungen, wo nicht nüzlich, doch weniger schädlich zu machen. Einer jungen Prinzessin unsrer Zeit war ihr Hofstaat eingerichtet, und nun hatte sie auch ihre bestimmten Cour-Tage. Diese kosteten ihr gewöhnlich den Schlaf der vorhergehenden Nacht.

Denn sie nahm die Sache äusserst ernsthaft, in dem Wunsch sich recht angenehm zu machen. Sie dachte sich alle Personen nach der Reihe, die sie bei der Cour erwarten konnte, mit allen Umständen, die ihr von denselben bekannt waren, und überlegte und merkte sich zum voraus, was sie in Rücksicht auf dieselben mit ihnen am folgenden Tage mögte reden können. Jener Vorschlag ist freilich für Prinzessinnen unausführbar. Dem Prinzen, für welchen man ihn zu befolgen wählt, wird er keine solche Anstrengung, wird er keine schlaflose Nächte kosten. Kann man jedoch jenen Weg nicht mit ihm gehen, so mache man ihm die Rolle wichtig, die er in dem Schimmer des väterlichen Hofes zu spielen hat. Man leite ihn, so gut er kann, etwas bessers, als Nichts, in diesen Unterredungen zu sagen. Man unterrichte ihn von dem Charakter, den Umständen, den Beschäftigungen derer Personen, wenigstens der wichtigsten, mit welchen er ins Gespräch kommen wird. Ist Wisbegierde bei ihm schon rege geworden, so

sage man ihm, was er von jedem derselben durch seine Fragen lernen könne. Ich mag nicht sagen, daß man ihm auch diejenigen auszeichnen solle, von denen er nichts lernen und mit welchen er nur gleichgültige Dinge schwatzen kann. Denn er muß auf keine nachteilige Vergleichungen geleitet werden, und seine Liebe und Haß, Gefallen oder Misfallen, Achtung oder Nichtachtnng müssen aus einer wenigstens klaren Vorstellung von dem Wehrt oder Unwehrt derer Personen entstehen, welche sich ihm nähern dürfen. Diesen selbst anzudeuten, wie sie mit ihm umzugehen haben, und daß sie, so viel ihnen möglich, alles leere in der Unterhaltung mit ihm zu vermeiden suchen müssen, mögte wol die geringste Schwierigkeit haben, wenns den fürstlichen Aeltern ein Ernst damit ist.

Achtes Fragment.

Von der Vorsorge für die Unschuld und künftige Keuschheit des Prinzen.

Ich gebe diesem Bruchstücke den lezten Plaz in diesem Abschnitte, um nur Einmal von dieser wichtigen Sache reden zu dürfen. Denn in der Unschuld des Prinzen in seinem Knabenalter, in dem frühen Gefühl der Verbindung zwischen Schaamhaftigkeit und Ehre und der entgegengesezten zwischen Schaamlosigkeit und Schande liegt das erste Mittel, ihn enthaltsam in seinem Jünglings- und in seinem männlichen Alter zu machen. Freilich wartet seiner noch späterhin eine wesentlichere Gefahr, und es ist nichts weniger als gewiß, der als Knabe unschuldig erhaltene Prinz werde als Jüngling, ja selbst noch als Mann enthaltsam bleiben.

Vielleicht würden manche meiner Leser es nicht für eine Lükke in meiner Schrift annehmen, wenn

ich diesen Gegenstand ganz bei Seite gesetzt hätte. Ich selbst gebe ja meine Abhandlung nur für Bruchstükke aus, und habe so manches bei Seite gesezt, was in einer Abhandlung über die Erziehung sonst nimmer übersehen werden darf. Welche Verbindung hat, wird man fragen, dieser Gegenstand mit der Ausbildung eines Prinzen zum Geschäftsmann? Hat man nicht viele Beispiele von solchen Regenten, welche sehr unzüchtig und doch grosse Geschäftsmänner waren. War nicht Friederich ein selcher in hohem Grade, er, der es wenigstens in Worten so deutlich zu Tage legte, gaß er gar keine Moralität in Absicht auf den Geschlechts-Trieb gelten liesse. Und wie schlechte Geschäftsmänner waren dagegen die vielen Fürsten des Hauses Oesterreich, welche so rein von allen Vorwürfen dieser Art waren? Schon lange hat das Publikum aufgehört, die Ausschweifungen in der Liebe bei den Grossen der Erde als Laster zu betrachten. Die Geschichtschreiber haben insonderheit es davon entwöhnt,

wenn sie deren Liebesgeschichten mit gleichem Ernst, wie wichtige Staatsvorfälle auch dann behandelten, wenn jene auf diese gar keinen Einfluß hatten, wie z. B. die der ersten Maitressen Ludwigs XIV. Ich mag derjenigen nicht erwähnen, welche blos diesen Teil der Fürstengeschichte in oft sehr verführerischen Gemälden dargestellt haben.

Ohne den strengen Sittenrichter in einer Schrift zu machen, für deren Gegenstand dieß so fremde ist, werde ich doch behaupten dürfen, daß der Gang der Erziehung eines Prinzen, daß insonderheit seine Vorbereitung zu den wichtigen Geschäften seiner Bestimmung nur so lange mit sicherer Hofnung eines guten Erfolgs fortgehen wird, als man seine Unschuld erhält, und sein Kopf frei von der Erhizung der Einbildungskraft bleibt, welche der Geschlechtstrieb erwekt, und welche dann vollends nicht mehr zu bezähmen ist, wenn er Einmal denselben zu vergnügen angefangen hat. Was er künftig tuhn werde,

wann er den Händen seiner Erzieher ganz entwachsen ist, dafür sind diese nicht verantwortlich. Aber so lange er noch unter ihrer Vorsorge steht, müssen sie dieß als einen ihrer ersten Zwekke ansehen. Der spätere Uebergang eines Prinzen von der Unschuld zum Laster wird noch immer ein Uebel sein. Aber es kann doch sein, daß der Prinz bis dahin eine gewisse Kraft gewinne, mit welcher er in die wichtigen Geschäfte seiner Bestimmung eintritt. Es kann sein, daß er Ueberlegung genug behalte, um seiner Regenten-Pflichten nicht ganz zu vergessen, wenn er seiner Leidenschaft für das andere Geschlecht sich von Zeit zu Zeit überläßt. Es kann sein, daß er seiner selbst genugsam wahrnehme, und sich selbst hinlänglich beherrsche, um nicht von dem Gegenstand seiner Leidenschaft mit Aufopferung seiner Fürstenpflichten sich beherrschen zu lassen. Doch auch darauf läßt sich nicht einmal rechnen. Wir lesen zwar nicht, ob nnd wie die Erzieher Ludwigs XV. für die Erhaltung seiner Unschuld

in frühern Jahren gesorgt haben mögen. Von dem Herzog-Regenten ließ sich nicht viel in dieser Rüksicht erwarten. Das beste Verwahrungsmittel des jungen Königs vor wilder Ausschweifung lag vielleicht in seiner frühen Verheirahtung an eine gesunde, wenn gleich viel ältere Gemahlin. So lange der König sich begnügte, Eines Weibes Mann zu sein, so lange er noch, wie die Geschichte seines Privatlebens erzählt, denen, welche ihn zu andern Weibern überleiten wollten, antwortete, daß er die Königin viel schöner als alle diese Weiber finde, war er ein so guter Regent, als er es bei seiner eingeschränkten Fähigkeit und bei seiner frühen Verwöhnung, fremder Leitung oder Misleitung zu folgen, sein konnte. Aber desto schneller und ärger war seine Umwandlung, sobald er sich der wilden Liebe überließ. Da sahe man, daß nicht moralisches Gefühl ihn bis dahin in Schranken gehalten hatte. Wenigstens verschwand dieß bald so sehr, daß er gleich nach dem ersten Ueber-

gange zum Laster mit drei Schwestern fast zugleich zuhielt. Auch nicht Schwäche des Temperaments. Denn man weiß, wie unbegnügsam er war, biß ihm in einem Alter von 64 Jahren ein unschuldiges zu seinem Willen gezwungenes Mädchen die Blattern gab, an denen sie noch vor seinem Tode starb. Aber man weiß auch, wie er in diesem Taumel wilder Leidenschaften aller Zwekke und Pflichten seines Lebens vergaß, wie er, der gar wol verstand, seinen Willen in Kleinigkeiten durchzusetzen, fast ganz aufhörte, in wichtigen Dingen einen Willen zu haben, weil alles wichtige nun aufhörte, einer Ueberlegung für ihn wehrt zu sein.

Geschicht das am dürren Holz, mögte man hier fragen, was wird am grünen werden? Konnte Ludwig in der lezten Hälfte seines Lebens noch so tief sinken, wohin wird nicht ein Prinz gerahten, der in seinen frühern Jahren schon von dieser Seite verwahrloset wird?

Ludwig XV. giebt nicht das einzige Beispiel eines Regenten, der erst spät durch Weiber verschlimmert worden ist. Auch an den Beispielen solcher Fürsten fehlt es nicht, die durch die Eine, welcher sie treu blieben, zu Schwächen oder Thorheiten misleitet worden sind. Die Herrschaft, unter welcher Philip den V. seine zweite Gemahlin hielt, hat Spanien keinen Segen gebracht. Aber wer wird sagen, daß dieß Reich besser daran gewesen sein würde, wenn er, der sehr viel Temperament hatte, von Maitressen regiert worden wäre. Was die Herzoginn von Bourgogne in der ihr gewöhnlichen Verplauderung und Naivetät nach St. Simons Erzählung Ludwig dem XIV. und seiner Maintenon sagte: "Wissen Sie, "warum in England die Königinnen besser regie-"ren, als die Könige? — Weil unter den Kö-"nigen die Weiber regieren, und unter den Kö-"niginnen die Männer;" hat viel wahres. Aber ist es denn so gut wie gewiß, der Prinz werde einmal von Weibern regiert sein wollen, so ist

es doch besser, nicht ganz dem Glüksfall es zu überlassen, welches oder wie viele Weiber ihn regieren werden. Die Gemalin kann zu seiner Zeit für ihn ausgewählt werden. Ueber die Auswahl der Maitressen wird der Zufall und ein plözlicher Eindruk entscheiden.

Angenommen, ein Prinz nähere sich den männlichen Jahren mit dem Entschlusse, nur Eines Weibes Mann zu sein; angenommen, ein anderer habe diesen Vorsaz nicht, sondern freue sich schon in dem Vorgefühl seiner Lüste der künftigen Freiheit, mehr als Eines Weibes Mann zu werden; angenommen, ein dritter sei schon mit dem Laster bekannt geworden, und, über alle Grundsäze hinweg gesezt, die ihn in Schranken halten können, habe er sich schon gewöhnt, eines jeden Weibes zu begehren, das er sieht und das seinem Auge gefällt; angenommen, alle drei haben einen gleichen Grad natürlicher Fähigkeit für die Zwekke ihrer Bestimmung, und beide leztere ein im übrigen nicht ganz verdorbnes

Herz: kann da noch wol die Frage sein, von welchem dieser Prinzen dessen Untertahnen das Beste hoffen dürfen? Kann noch die Frage sein, welcher von diesen dreien der Geschäfte seiner Bestimmung sich mit dem meisten Ernst und Anstrengung annehmen werde? Kann da noch die Frage sein, wer von ihnen seinen eigenen Einsichten am sichersten folgen werde, und von welchem die stärkste Gewisheit gelte, daß fremde Misleitung nicht auf ihn wirken werde? Kann auch aus einzelnen Exempeln mehr als die Möglichkeit gefolgert werden, daß ein den Weibern ergebener Prinz dennoch die Rolle eines Regenten gut spielen werde? Da für mich die Rede nur von Hofnung und von wahrscheinlichen Früchten einer guten Erziehung ist, so ist mir die Wahrscheinlichkeit hinreichend, welche auf der ersten Seite so viel grösser als auf der andern ist.

Noch wäre es doch Ein Gutes, wenn man bei wollüstigen Fürsten auf das sicher rechnen könnte,

was man als gewöhnliche Folgen einer solchen Wendung des Charakters oder eines sanguinischen Temperaments ansieht, und für Tugenden gelten läßt, auf Güte, Nachgiebigkeit, weit ausgedehntes Wolwollen, oder mit dem einzigen französischen Worte, auf bon-hommie. Aber auch das kann und darf man nicht. Man nenne mir doch ein einziges Laster, welches uns nicht die Geschichte von den in Sinnlichkeit und Wollust ersoffenen Fürsten erzählte! Waren nicht] alle die Ungeheure, unter welchen Jahrhunderte durch das sonst freie Rom den Nakken beugte, die ausschweifendsten Wollüstlinge? Hat nichr auch die neue Geschichte deren eine Menge? wiewol in unsern Zeiten nicht leicht ein Fürst die Grausamkeit eines Tiber, eines Nero gegen seine Untertahnen wird üben dürfen, wenn auch seine Neigung allein ihn eben so weit führen mögte. Hat Europa nicht Fürsten gehabt, die den niedrigsten Geiz übten, solche, die den Eroberer spielen wollten, als wohnte noch eine überwiegende Kraft in ihrem

erschlafften Körper, und die daneben keine Art von Wollust unversucht liessen?

Bei einem früh der Sinnlichkeit sich überlassenden Prinzen wird kaum noch die Frage mehr sein, ob er einige Kraft im männlichen Alter behalten oder auch nur in dasselbe hineinbringen werde. Früh entnervt wird er in die Geschäfte seiner Bestimmung mit einer Schlaffheit eintreten, welche sich von der eines Kindes nur darin unterscheidet, daß zwischen dieser von Zeit zu Zeit die anfangende Kraft hervorbricht, wenn dagegen der erschlaffte Fürst nur zuweilen die lezten Wirkungen seiner verlohrnen Kraft da zeigen wird, wo er glaubt, sich als Fürst zeigen zu müssen. Männlich wird er dann nicht mehr handeln können, aber noch wol leidenschaftlich. Er wird aufbrausen, wo er überlegen sollte, wird Launen zeigen da, wo Ernst nötig ist, wird poltern und lärmen, wo er seine Fürstenwürde zeigen sollte, wird drohend Ton und Arm erheben, und

jedermann wird schon wissen, daß er ihn bald kraftlos sinken lassen werde.

Wenn meine Grundsäzze über diesen wichtigen Punkt schlaffer wären, als sie wirklich sind, wenn es mir selbst, als Vater, gleichgültiger wäre, als es mir in der Taht ist, ob mein Sohn sich dem Geschlechtstriebe zu früh überlasse, so würde ich doch die Sache ganz anders ansehen, wenn ich nicht etwan Fürst, sondern nur ein Mann höhern Ranges wäre, als ich wirklich bin. Wenn ein Jüngling vom Mittelstande sich zuweilen mit Weibern vergeht, aber noch nicht die Zwekke seines künftigen Lebens ganz aus den Augen verliert, so wird er noch an sich halten. Die Furcht, künftige Aussichten zu seinem Glük zu stören, wird ihn nötigen, seine Vergehungen zu verbergen, und eben deswegen wird ihm die Gelegenheit dazu seltner entstehen, weil er sie nicht so ungescheut aufsuchen darf. Dabei wird wenigstens sein Körper weniger leiden, wenn gleich seine Moralität wesentlichen Schaden gelitten

hat. Unter der Menge junger Männer, mit denen ich auf der Akademie lebte, habe ich, ohne arglistiges Nachforschen, von vielen erfahren, daß sie sich in der Stille erlaubten, was sie nicht tuhn sollten. Doch habe ich manchen hintennach einen brauchbaren Mann und demnächst glüklich werden gesehen. Vielleicht hat meine Schrift manchen Leser, der hiebei der Vergehungen seiner Jugend sich erinnert, aber der ihm noch übrig gebliebenen Zurükhaltung es jezt verdankt, daß er auf dem Wege des Lasters zu rechter Zeit stille gestanden, und ein guter Geschäftsmann, auch vielleicht ein glüklicher Ehegatte und Vater geworden ist. Aber ganz anders sind mir die spätern Schiksale derjenigen kund geworden, welche zügellos genug wurden, um es von sich laut werden zu lassen, oder wol gar ihrer Ausschweifungen mit schmuzi-ger Zunge sich zu rühmen. Und diese fanden sich insonderheit unter den reich und vornehm gebohr-nen, welche ihr Glük für zu fest gegründet hiel-ten, als daß sie noch an sich halten dürften. Der

Prinz wird nicht früher anfangen auszuschweifen, als wann er schon weiß, daß seine Glükbahn nicht dadurch gestört werden könne. Er weiß dann auch schon, daß, je älter er wird, und vollends, wenn er zur Regierung kömmt, nicht leicht ein Gegenstand, auf welchen seine Begierde verfällt, ihm entgehen werde. Dann aber hat zu seiner Zeit die Leichtigkeit, seine Begierden zu vergnügen, zur natürlichen Folge Ueberſättigung, und diese hat Folgen, bei denen mir schon schaudert, daß ich nicht ganz von ihnen werde schweigen dürfen.

Zwar sind zu allen Zeiten die Muster reiner unbeflekter Tugend unter den Regenten der Erde selten genug gewesen. Aber es sind doch Jahrhunderte verflossen, in welchen die christliche Religion stark genug auf sie wirkte, daß ihre Ausschweifungen in der Liebe teils seltner, teils nicht mit einer solchen Schaamlosigkeit verbunden waren, von welcher es jezt solche Beispiele wieder giebt, dergleichen Juvenal und Petronius nicht

allerdings haben aufstellen können. Ich habe zu viel Ursache, nicht mehr darüber zu sagen. Aber die Besorgnis werde ich äussern dürfen, daß, wenn es mit der Moralität der Fürsten in diesem wichtigen Punkt nicht besser wird, wenn sie insonderheit es nicht fühlen wollen, wie notwendig es sei, in der Erziehung ihrer Erben die möglich längste Erhaltung von deren Unschuld zum ersten Zwek zu machen, das künftige Jahrhundert wahrscheinlich die meisten jezt bestehenden Regenten-Familien aussterben sehen wird. Auch hier muß ich mir verbieten, historisch zu beweisen, was von manchem entweder bereits ausgegangenen, oder auf schwachen Füssen stehenden Hause kund genug ist, daß die frühe Verführung von dessen Stammhalter die Hauptursache davon geworden ist. Man blättere jedoch die genealogischen Kalender durch, so wird man finden, daß diejenigen hohen Häuser, in welchen die Erbfolge durch eine zahlreiche Kinderschaft jezt am besten gesichert ist, fast alle von einem solchen Haupt herkommen,

oder es noch haben, wider welches keine Vorwürfe dieser Art kund geworden sind. Wenn indessen den Regenten der Erde dieß so wenig beachtungswehrt bleibt, so kümmert es mich freilich nicht, was das Schiksal der Nachwelt sein werde, und welche Revolutionen daraus künftig erfolgen mögten. Denn ich beschäftige mich blos mit Prrnzen, die noch existiren, und von welchen ich wünsche, daß meine Vorschläge ihnen zu Statten kommen mögen, um sie auch von dieser Seite zu bewahren, damit eine gesunde Seele einen gesunden und zu Geschäften ihres Berufs fähigen Körper behalte.

Ich habe bereits in dem ersten Abschnitt etwas von der Schamhaftigkeit des Prinzen als Kindes geredet. Noch ernsthafter muß diese Vorsorge werden, wenn der Prinz ins Knabenalter übergegangen ist. Diese muß sein vornehmster Schuz zur Erhaltung seiner Unschuld werden. Ich halte mich aber überzeugt, daß sie keinem Knaben so leicht als einem solchen sich mitteilen und einprä-

gen lasse, welcher in einem hohen Range geboren ist. Zwar habe ich schon oft abgeraten, das Gefühl dieses seines Vorzugs nicht zu rege werden zu lassen. Aber wenn es auf Sittlichkeit und Moralität ankömmt, da läßt es sich gewiß mit Klugheit benuzen. Wer wird ihm verbergen können oder wollen, daß es verschiedene Volksklassen gebe, die sich noch mehr durch ihre Sitten, als durch andere Umstände von einander unterscheiden? Es kann und darf ihm nicht unbewußt bleiben, daß, überhaupt genommen, der geringe Mann sich durch das Niedrige in seinem Betragen auszeichne, welches in den höhern Volksklassen entehrend wird. Man kann ihm insonderheit die Schaamlosigkeit der Niedrigen im Volke, ihren Schmuz, ihre Unsauberkeit und die Zügellosigkeit ihrer Zunge als ihre häßlichste Seite darstellen. Doch bringe man ihm gelegentlich einzelne aus denselben unter Augen, welche entgegengesezte Tugenden haben, und lobe sie ihm lebhaft, als sich dadurch von andern ihres

Gleichen unterscheidend, damit er sich nicht verwöhne, den geringen Mann überhaupt zu hassen und zu verachten. Um sein Urteil über Sitten und Menschen noch bestimmter zu machen, leite man seine Aufmerksamkeit auf einzelne Menschen, deren Sitten nicht dem Range gemäß sind, den sie durch Geburt, Reichtuhm oder Glük behaupten. Dann kann man ihm bei allen Sitten, Handlungen und Worten, welche sich nicht mit der Schaamhaftigkeit vertragen, immerhin sagen: das ist niedrig, pöbelhaft, entehrend. Prinz, sage man ihm, wenn er selbst in seinen Ausdrükken oder Handlungen wider Zucht und Schaamhaftigkeit verstößt, wie können Sie sich so vergessen? Er wird so viel mehr dabei fühlen, je höher er sich über den Pöbel hinausgerükt fühlt. Eine jede Schaamröte, welche ihm aus Weisungen dieser Art bei kleinen Fehltritten entsteht, ist ein gutes Zeichen.

Daneben bewahre man ihn vor aller Gelegenheit zu plumper Vertraulichkeit, mit wem es

auch sein mag, mit ältern so gut als mit jüngern, mit Menschen, welche ihr Rang und ihre Geburt ihm etwas näher bringt, so wol, als mit denen aus den niedrigern Volksklassen. Aeussert er einen Hang dazu, so begegne man demselben auf alle mögliche Weise. Kann man nicht anders, so suche man dann ihn lieber stolz zu machen. Ein jeder junger Mensch, wes Standes er auch sein mag, ist leicht verführt, wenn er nicht auf den ihm zukommenden Grad der Ehre hält, und sich daher zu gern mit jedem Menschen einläßt, der sich nicht zu ihm schikt. Laß also den Prinzen es so oft hören, als es nötig ist, daß die Fürsten-Würde, in der er geboren ist, ihm Zurükhaltung von diesem oder jenem Umgange gebiete, der ihm lieb zu werden anfängt, aber ihm gefährlich werden kann. Sehr wahrscheinlich war bei denen Fürsten des Hauses Oesterreich, die ihren Gemalinnen so ganz treu blieben, aber auch dafür Väter so vieler Kinder wurden, das vornehmste Verwahrungsmittel der in diesem Hause herr-

schende und so früh den Prinzen beigebrachte grosse Fürstenstolz. Bei Karl V. und Rudolph II. die denselben nicht in so hohem Grade hatten, schlug es ganz anders aus, Man sage mir nicht, es war eine Folge ihrer Religiosität und ihrer Abhängigkeit von Priestern, insonderheit von Jesuiten. Denn diese haben so manchem Regenten das Herz leicht gemacht, wenn er gleich seinen Lüsten ohne Scheu nachhing. Ich habe auch nichts mehr gesagt, als: Fürstenstolz war wahrscheinlich das Verwahrungsmittel. Bei Leopold, welcher jezt die Erwartung des ganzen Europa auf sich zieht, ist wahrhaftig nicht Fürstenstolz, auch nicht blinde Ergebenheit an Priester als ein Verwahrungsmittel wirksam gewesen. Nie wird man dieses Mittel bei dem Prinzen bedürfen, den seine milde sanfte Gemühtsart und die vorhin vorgeschlagene Leitung geneigt macht, sich mit jedem Menschen natürlich einzulassen, der sich ihm von einer guten Seite zeigt, oder dessen gute Seite ihm von seinen Führern angepriesen

ist. Mit diesem Betragen bleibt er gewiß entfernter von einer niedrigen und bedenklichen Vertraulichkeit, als blosser Stolz ihn jemals machen wird. In dieser Wendung des Geistes wird er der Unterhaltung, welche menschlicher Umgang geben kann, nie lange entbehren, und desto weniger begierig auf solche Unterhaltung sein, die ihm nicht zuträglich ist. Aber wenn er wild, brausend, unbedachtsam, mit jeder Art von Unterhaltung und Zeitverkürzung zufrieden ist, an jedem Hof-Pagen- und Lakaienspaß gerne Teil nimmt, da muß man lieber dieß Gift, den Stolz, als ein Gegengift gebrauchen. Ich weiß, es ist Gift für ihn. Ein Prinz von dieser Gemühtsart wird, wenn es gelingt, ihm den Hang zur Niedrigkeit durch den Stolz zu benehmen, stolz im hohen Grade und bis zur Unannehmlichkeit werden, weil man ihm zu der Zeit keinen andern Grund des Stolzes angeben kann, als daß er ein Fürsten-Sohn ist. Aber besser ist doch immer ein früh-stolzer als ein früh lüderlicher Prinz.

Von allen Vorschlägen, die ich bisher getahn habe, wird keiner so leicht Eingang finden, als dieser. Doch was sage ich: Eingang finden? Er wird überflüssig scheinen. Denn wer weiß nicht, daß es auch ohne besondere Vorschrift jedem Erzieher eines Prinzen zur Pflicht gemacht ist, denselben vor niedriger Vertraulichkeit mit Menschen, die unter ihm sind, zu bewahren? Aber wird denn alles, was für Pflicht gilt, deswegen beobachtet? Gelingt es auch allemal damit denen, die ihre Pflicht beobachten? Wann der Prinz durch seine Lebhaftigkeit seine durchlauchtigen Eltern amusirt, aber dafür auch immerfort von allen, die ihm aufstossen, amusirt sein will, und Menschen aller Art glauben sich ein Verdienst zu machen, wenn sie dazu beitragen, ist es da auch immer in seiner Hofmeister und Aufseher Macht, den Ton der Hofspässe zu stimmen, wie er sein soll? Können und dürfen sie allen Unanständigkeiten vorbeugen, welche er nun von einem Hofschranzen, nun von

einem Pagen, nun von einem rohen, wenn gleich vornehmen Krieger hört? Können sie wehren, daß der Prinz sich nicht in jeder Gesellschaft dieser Art angenehmer, als in der ihrigen, befinde? Und dann erfolgt das gar zu leicht, was ich in dem ersten Fragment dieses Abschnitts gesagt habe, daß der Prinz sich in dergleichen Gesellschaft und Unterhaltung immer besser gefällt, als in derjenigen, in welche er eigentlich gehört, und die Wege zu derselben mit Hintergehung seiner Aufseher zu finden weiß. Dann ist er auch so gut als verlohren, und alle Wiederkehr zur Tugend so gut als unmöglich.

Europa hat manchen seiner Prinzen in diesen Irrwegen in den größten Verfall gerathen sehen. Ich kann mir nicht verbieten, die traurige Geschichte eines dieser Prinzen zu schildern, wiewol ich ihn auch nach seinem Tode nicht näher auszeichnen mag. Von der Natur an Seele und Leib begünstigt, so sehr ein Mensch es sein kann, aber unter eine vielleicht zu strenge Auf-

sicht gestellt, wußte er früh die Wege zu Menschen dieses Gelichters, teils seinen Aufsehern unbewußt, teils in solchen Zwischenräumen zu finden, in welchen auch bei strenger Aufsicht Bedienten der niedrigern Klasse einem Prinzen näher kommen dürfen. Die Folge davon war frühe Versinkung in stumme Sünden. So lange bei seines Vaters Lebzeiten er noch unter einer gewissen Beobachtung blieb, und in seinem Betragen Fürstenwürde zu beobachten angehalten ward, merkte man noch keinen Verfall an ihm, aber doch schon Ausbrüche einer Traurigkeit, die, wenn er sie unerwartet äusserte, jeden Zeugen derselben befremdeten. Als er durch den frühen Tod seines Vaters Herr seiner Handlungen und Vergnügungen ward, war er in leztern unersättlich, aber ohne alle Wahl. Jede Art derselben war ihm, ohne Rüksicht auf den Rang, den er zu behaupten hatte, willkommen. Auch die Nachtwache der Residenz ward zuweilen ein Gegenstand des fürstlichen Vergnügens in nächtlichen Kriegen, welche

er unerkannt mit ihr führte. Aber jedes Vergnügens ward er so, wie derjenigen Personen, bald müde, in deren Gesellschaft oder unter deren Führung er sie genoß. Immer drohete ihn Langeweile, und vornehmlich war sie sogleich da, wenn er sich der Geschäfte nicht entlegen konnte. Er erschöpfte dabei den Rest seiner Kräfte in Vergnügung des eigentlichen Geschlechtstriebes, welchem er als Prinz nicht hatte nachhängen können, und kehrte zu seinem ersten Laster zurük. Er überlebte sich selbst, und es bekümmerte ihn bis an seinen Tod nie lebhaft, als ihm die Regierungsgeschäfte aus den Händen genommen wurden. In diesem Zustande sah man vollends deutlich, woher sein Unglük rührte. Ich habe bei mehrern Menschen, welche durch jene Laster entnervt waren, bemerkt, daß sie die Geistesfähigkeiten und auch die Talente, die sie bis an den Zeitpunkt ihres gänzlichen Verfalls erworben hatten, nicht ganz verloren. Wiz, Redseligkeit, Fertigkeit in den bis dahin erlernten Sprachen

verloren sich nicht ganz bei ihnen. Der Wiz insonderheit behielt eben die Wendung, welche er in der Jugend angenommen hatte. So war es auch bei diesem Prinzen. Er behielt das alles, wie man es in seiner Jugend an ihm gekannt hatte. Insonderheit behielt er einen beissenden Wiz, der am gewöhnlichsten in solchen Spässen sich äusserte, wie er sie jung von Pagen und Lakaien oder aufs beste von Hof- und Jagdjunkern gehört, und sich eigen gemacht hatte.

Aber zwei Dinge wirken der Vorsorge gewissenhafter Erzieher sehr entgegen. Das erste hat bei sehr vielen, lezteres bei allen Prinzen Statt.

Jenes ist, wenn der Vater eines Prinzen selbst in der Liebe ausschweift. Dieß ist dann gewöhnlich mehr oder weniger bekannt, so daß es auch dem noch jungen Prinzen nicht verholen werden kann. Aber ich würde davon allein nicht viel fürchten. Hier haben zwei Fälle Statt. Entweder der durchlauchtige Herr Vater treibt das Ding so schaamlos, daß es zum lauten Aergernis

aller Gutdenkenden wird, oder in einem stillen, wiewol nicht ganz heimlichen Wege. In jenem Falle ist es fast als eine Folge zu erwarten, daß der Sohn, wenn sonst ein irgend guter Saame in seinem Herzen keimt, nicht in die Laster seines Vaters übergehen werde. Ich habe in allen Volksklassen sehr viele Beispiele gesehen, daß die Laster der Väter nicht die Laster der Kinder geworden sind, wenn gleich diese im Ganzen keine Heilige wurden. Nicht leicht hat ein Vater ein Laster, dessen Folgen nicht auf eine oder die andre Weise den Söhnen zu der Zeit unangenehm werden, da sie noch zu jung sind, als daß der Trieb zu eben demselben bei ihnen rege werden könnte. Und dann ist eine sehr natürliche Wirkung davon bei dem Sohne Verlust der Achtung gegen den Vater, und eine weitere Folge Widerwillen gegen das Laster selbst, das dem Sohne die Achtung, die er für den Vater haben sollte, benommen hat. Selbst wenn der Vater stille mit seinem Laster ist, so liegt auch darin ein fast

gleicher Grund zur Erwekkung eben dieser Empfindungen bei dem Sohne. Man kann den Mann nicht herzlich hochschäzzen, von welchem man weiß, daß er Fehler oder Laster an sich hat, und diese vor uns zu verstekken sich genötigt fühlt. Schon dieß allein giebt uns Anlas, uns über ihn hinauszusezzen, wenn wir gleich anderer Verhältnisse wegen ihn äusserlich verehren müssen.

Ich habe dies nur im Allgemeinen angemerkt. Aber bei Prinzen kommen noch zwei Umstände hinzu, welche ihnen die Unzucht ihrer Väter unangenehm machen. Das erste ist, das die fürstliche Mutter gewöhnlich unter der wilden oder auf einzelne Mätressen eingeschränkten Liebe ihres Gemals leidet, und ihren Trost in demjenigen Teile der häuslichen Glükseligkeit sucht, welcher ihr noch übrig bleibt. Dieser ist Sorge und Liebe für ihre Kinder. Sie nimmt also sich ihrer Söhne mehr an, als sie sonst tuhn mögte. Einer guten, verständigen, rechtschaffnen Mutter schlägt es mit der Erziehung ihrer Söhne

so selten fehl, als selten es Vätern mit der Erziehung ihrer Töchter gelingt. Auch davon habe ich ungemein viele Beispiele gesehen; und getraue mich, die Ursachen davon aus einander zu sezzen, wenn hier der Ort dazu wäre. Dann unterbleibet es nicht, daß nicht der Sohn zuweilen die im Grunde gerechten Klagen seiner Mutter über das hörte, was sie durch die Ausschweifungen ihres Gemals leidet, und dieß sehr mächtig auf sein Herz wirkte.

Der zweite ist, daß der Prinz, wenn er aufs künftige denkt, auf die Last hinaus sieht, welche die natürlichen Kinder seines Vaters ihm künftig machen werden. Gewöhnlich lieben vornehme Väter jene mehr, als ihre ehelichen Kinder, und machen Verfügungen zu deren Versorgung, die ihren rechtmässigen Erben nicht anders als unangenehm sein können.

Ein zweites der Bewahrung eines Prinzen in der Reinigkeit der Sitten entgegenstehendes Hindernis ist, daß Prinzen stark genähret werden, und

man freilich nicht anders als erwarten kann, daß jene physischen Triebe früh und gleich anfangs sehr stark bei ihnen aufwachen werden. Aber wie viele junge Menschen giebt es nicht in geringern Ständen, die sich sehr wol nähren, und dabei bis an ihren Ehestand züchtig und enthaltsam bleiben! Wenn jeder Mensch das aufrichtige Bekenntnis, warum er frühe irre gegangen sei, ablegte, so würde aus zehn vielleicht nicht Einer die Schuld auf die zu früh rege und ihm unwiderstehlich gewordnen Naturtriebe, sondern auf die Veranlassungen schieben, durch welche seine Einbildungskraft gereizt worden, oder auf die unmittelbare Verführung unzüchtiger Weibsbilder. Und diejenigen, welchen es gelungen ist, sich bis ins männliche Alter frei von Ausschweifungen zu erhalten, werden uns sagen, daß sie dieß der anhaltenden Anstrengung in den Beschäftigungen ihrer Jugend, verbunden mit hinlänglichen Leibesbewegungen, zu verdanken haben, daß sie der Verführung nie recht ausgesezt gewesen sind, daß

ihre Einbildungskraft nie zu einer gefährlichen Zeit gerezit sei, insonderheit aber, daß sie ihren Leidenschaften richtige feste Grundsäzze der Religion und der Moralität entgegen gesezt haben.

Religion! Also doch auch Religion! — So wird vielleicht mancher fragen, dem es aufgefallen ist, daß ich bisher gar nichts von der religiösen Erziehung eine Prinzen gesagt habe. Das habe ich nicht nur nicht gethan, sondern werde es auch nicht tuhn. Kein Mensch kann stärker als ich von der Wahrheit überzeugt sein, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nüzze sei, daß sie die Verheissungen beides dieses und des zukünftigen Lebens habe, und aufs kräftigste zur Erreichung der Zwekke des einen wie des andern leite. Aber sollte ich deswegen meine Schrift durch eine Darstellung des Zusammenhanges zwischen der Religion und fürstlicher Geschäftigkeit übervollständig machen? Sollte ich etwan, wie der Verfasser des Theodor, den fürstlichen Catechismus eines Mitteldings

zwischen Christenthum und Naturalismus entwerfen? Sollte ich etwan aus einander gesezt haben, welche von den vornehmsten christlichen Confessionen die zuträglichste sei, um den Prinzen zu einem guten Geschäftsmann zu machen? oder, welche insbesondere den Lüsten des Fleisches mehr oder weniger den Zügel anlege? Da hätte ich dann beiläufig erzählen können, wie vor Jahren ein Prinz die Religion änderte, weil ihm ein Geistlicher sagte: Ew. Durchlaucht sind ein so grosser Sünder, und haben noch nicht Lust, sich von denen Sünden zu trennen, die Sie lieben. Aber Sie gehören einer Kirche an, in welcher es mit dem Vergeben der Sünde so leicht nicht zugeht. Treten Sie zu uns über. Da ist dem gläubigen Bekenner die Absolution täglich bereit.

Laß den Prinzen, für dessen Erziehung ich Raht zu geben wage, sein, von welcher christlichen Gemeinde er wolle, so ist, was ich darüber zu sagen habe, dieses: Gebt dem Prinzen warmes inneres Gefühl von denen Pflichten, welche die Religion

gebietet. Dann wird es auch leicht sein, ihm die Vorbereitung zu deren künftiger Erfüllung in wohlüberlegter Tähtigkeit so angenehm als möglich zu machen. Ueberzeugt ihn insbesondere, daß ohne die Reinigkeit der Sitten, welche die Religion Jesu gebietet, keine wahre Gottesverehrung Statt habe, daß sie eine der ersten Voraussezzungen sei, unter welcher einem Menschen, welches Standes er auch sein mag, sein Streben nach wahrer Vollkommenheit gelingen könne. Bewahrt ihn insonderheit vor dem Gedanken, als wären die Foderungen der Religion minder strenge an die Grossen der Erde, als an die Niedern im Volk, als liege schon in dem Uebersehen ihrer Laster, in dem Stillschweigen andrer Menschen darüber eine Entschuldigung derselben, wenn sein Gewissen ihn nicht von Vorwürfen frei spricht. Könnt ihr es dahin bringen, daß er, wie einst Joseph in dem Gefühl einer Religion, für die noch kein Catechismus geschrieben war, bei den ersten Versuchungen zu Sünden

der Unreinigkeit zu sich selbst spricht: wie sollte ich ein solch Uebel tuhn und wider Gott sündigen! so habt ihr alles gewonnen, was ihr für euren guten Zwek wünschen könnt. Dann ist euer jezt junger Prinz auf lange Zeit vor Verführung sicher, und läuft auch dann noch weniger Gefahr, wann sein Eintritt in die grosse Welt ihm von den Lastern der Grossen mehr zur Wissenschaft bringt. Sein jugendlicher Abscheu vor denselben wird sich freilich mindern, je öfter er mit solchen vornehmen, zum Teil ganz schaamlosen Sündern zusammen kömmt, denen er diesen Abscheu nicht bemerkbar werden lassen darf. Das ist das Schiksal aller in der reinsten Unschuld erzogenen Menschen. Ohne auf die Laster selbst sich einzulassen, werden sie allgemach mit Menschen bekannt, welche diese Laster ungescheut treiben, werden mit ihnen unter solchen Umständen bekannt, in denen sie sich genötigt sehen, ihr Misfallen an dem Laster und dem Menschen selbst zu unterdrücken. Dieß verwöhnt

sie allgemach, und leitet sie zum wenigsten zu einer gewissen Laster-Toleranz (so werde ich sie nennen dürfen) über. Aber von dem geminderten Abscheu an dem Laster, wie an dem Lasterhaften, ist es doch noch ein grosser Schritt bis zu dem Gefallen an eben demselben, und noch ein grösserer Schritt bis zum Mitbegehen in eben der Schaamlosigkeit, mit welcher einzelne von diesen illüstren Sündern ihr schändliches Unwesen treiben.

Aber was läßt sich noch hoffen, wenn der Prinz bis zu der Zeit, da Blut und Lüste in ihm zu schäumen anfangen, von Seiten der Religion und Moralität versäumt ist, vielleicht seinen Catechismus nach alter Weise gut gelernt, aber kein Gefühl von den liebenswürdigen Pflichten der Religion gewonnen hat; wenn er täglich die Ausschweifungen seines Vaters erfährt, aber unter den scheuen oder mit dem Fürsten verwilderten Hofleuten kein Wort des Tadels hört;

wenn er keine Mutter hat, welche allein noch ihm das Wahre sagen mögte, wenn selbst seine Erzieher nicht ernsthaft darüber mit ihm reden dürfen, nicht mehr dem Eindruk entgegen zu wirken wagen, den das Beispiel des zügellosen Vaters auf den Prinzen gemacht hat? Ich antworte: da ist alle Hofnung verloren. Der Prinz wird werden, was so viele Prinzen unter diesen Umständen geworden sind, und mein gutgemeintes Schriftchen kann weder für ihn, noch für seine Erzieher nüzlich werden.

Ende der Fragmente des zweiten Abschnitts.

V.

Guter Raht

bei

verschiedenen Fehlern der Augen.

In dem dreissigsten Jahre meines Lebens litten meine bis dahin vollkommen gesunden und äusserst scharfsichtigen Augen zuerst an einer Schwäche, welche sie bis jezt nicht verloren haben, und von welcher vollends frei zu werden ich schon lange nicht mehr hoffe. Diese Schwäche machte mich bei dem ersten und dem drei Jahre nachher erfolgenden zweiten Anfall höchst unglüklich durch den erzwungenen Müssiggang, in welchen sie mich versezte, noch mehr aber durch die traurige Besorgnis, in der Mitte meines Lebens den Beschäftigungen meiner Bestimmung und aller mir bis dahin lieb gewordenen Tähtigkeit durch gänzliche Erblindung ein Ende gemacht zu sehen.

Nicht nur ich, sondern alle Aerzte, zu welchen ich damals meine Zuflucht nahm, waren irre über die Ursache und das zu vermutende Ende dieses Uebels. Auch noch bin ich von der Ursache nicht allerdings gewiß. Der erste Anfall entstand, als ich mit einem damals angekauften Spiegel-Teleskop von 5 Fuß Länge, einem Instrument, dergleichen damals noch wenig in Deutschland erschienen war, öfter aus Gefälligkeit für die Neu- oder Wisbegierde meiner Bekannten oder Freunde, als zu meiner eignen Belehrung, meine Augen, insbesondere das linke, übertrieben oft beschäftigte. Die in mancher Stunde zwanzig und mehr mal nötige Umstellung meines Auges, wenn ich das Object zum Dienst meiner Feunde nun in den Focus brachte, dann aufstand, und ins Freie sahe, dann wieder herbei gerufen ward, weil das in der mechanischen Einrichtung schlecht beschaffne Instrument sich verrükt hatte, oder die Beschauenden das wegrükkende Object nicht zu verfolgen verstanden, das war eine Arbeit, die auch das

gesundeste Auge nimmer aushalten kann. Aber der zweite Anfall rührte unstreitig von überhäufter literarischer Arbeit her. Denn damals hatte ich dieß mir so schädlich gewordene Instrument seinem ersten Besitzer bereits wieder abgetreten. Doch habe ich auch erfahren, daß das Uebel mit der einige Jahre darauf mich überfallenden schweeren Hypochondrie und Nervenschwäche in keinem Zusammenhange stand. Denn in dieser fast zehnjährigen traurigen Periode war der Zustand meiner Augen besser, als jemals seit dem ersten Anfall.

Alle mir damals vorgeschlagene Curen giengen auf Reinigung der Säfte, wiewol in meinen Augen sich nie die geringste Spur von Entzündung zeigte. Ich unterwarf mich nicht nur denselben willig, sondern wählte auch manche solche Cur selbst. Man wird mir kein Mittel dieser Art nennen können, das ich nicht begierig und anhaltend gebraucht hätte. Bei dem zweiten Anfall war ich, ungeachtet des Bewußtseins

meiner Enthaltsamkeit von allen Vergehungen, welche die Speichel-Cur rahtsam machen konnten, fest entschlossen, auch dieser mich zu unterwerfen. Denn ich hatte gehört und gelesen, daß man durch dieses Mittel den schwarzen Staar, welchen ich schon für unabwendlich hielt, zuweilen gehoben habe. Aber weil Boerhavens Buch von Augenkrankheiten mir so wenig Hofnung von einem guten Erfolge gab, entschloß ich mich für das Haarseil. Auch dieß war gewiß für mein Augenübel unnötig. Aber sehr wahrscheinlich habe ich demselben die Fortdauer meines Lebens bis iezt zu verdanken. Eine oft wiederkehrende Engbrüstigkeit und ein Blutauswurf, bald ohne bald mit dieser Engbrüstigkeit, verloren sich nach einem halbjährigen Gebrauch des Haarseils gänzlich. Doch dachte ich damals gar nicht darauf hinaus, als mich blos die Furcht wegen meines Gesichts zur Erwählung dieses von den Aerzten unsrer Gegend zu selten angewandten, doch noch mehr von den Kranken gescheueten Mittels nötigte.

Allererst nach Beiseitesezung aller Arzneimittel ward ich klug genug um einzusehen, daß ich mein Gesicht nur durch behutsamen Gebrauch meiner Augen in die Länge würde erhalten können. Dieß ist mir gelungen. Ich sehe und benuzze nun schon zwei und dreissig Jahre das Tageslicht, seitdem ich es für entschieden ansah, daß aller Gebrauch desselben für mich bald aufhören würde. Ich hoffe es noch so lange zu sehen, als mir Gott das Leben fristet. Das aber weiß ich auch gewiß, daß mein Gesicht nicht ohne die Behutsamkeit in dessen Gebrauch, und ohne die Hülfsmittel zu diesem behutsamen Gebranch, welche anzuwenden ich allmälich lernte, sich bis iezt würde erhalten haben. Denn mein rechtes Auge hat einen wesentlichen Fehler, welcher vielleicht von einem unbehutsamen Gebrauch desselben bei einer Sonnenfinsternis im Jahr 1753 herrührt. Ich sahe einige Tage nachher alle Gegenstände mit einem rothen Streife belegt. Als dieß sich verloren hatte, sah ich in allen langen Gegen-

ständen hie und da gekrümmte Teile, demnächst die ganzen Gegenstände schlangenförmig gekrümmt; und nun sehe ich seit einigen Jahren mit diesem Auge allein alles, wie durch die Fächer eines Multiplications-Glases, aber nicht vielfach, sondern teilweise, verschoben, und bei hinlänglich starkem Licht die Buchstaben klar und grösser, aber so durch einander geworfen, daß ich keine Zeile in Zusammenhang bringen kann. Wenn ich Menschen ansehe, so werfen sich Augen, Nase und Mund so durch einander, daß mir das schönste Gesicht zur häßlichsten Caricatur wird. Dieß deutet mir auf eine Austroknung der Linse dieses Auges, bei welcher dessen Oberfläche die Ründung verloren hat und ekkigt geworden ist. Aber bei dem kleinen Reste des Lichtes, welcher in nicht mondhellen Nächten noch übrig bleibt, ist mir das linke Auge um nichts brauchbarer, als das rechte. Denn in beiden ist seit dem ersten Anfall des Hauptübels ein starker Grad desjenigen Fehlers verblieben, den man Hämeralopie

(Fähigkeit, nur bei Tage zu sehen) benennt. Bei künstlichem Lichte erkenne ich keinen Gegenstand deutlich, als bei einem gewissen Grade des Lichtes und in einer gewissen Entfernung und Lage gegen das Auge. Wenn ich irgend jemand des Abends in Gesellschaft oder im Besuche zuerst sehe, so erkenne ich ihn gewiß im Tageslicht nicht wieder, und dann am wenigsten, wenn er mir sehr nahe gesessen hat. Mein Uebel besteht eigentlich in einer grossen anhaltenden Reizbarkeit der Nervenhaut im Auge. Diese feinen Nerven befinden sich in einer beständigen Zitterung, wie ich glaube bestimmen zu können, in der Gegend, wo der Sehnerve ins Auge tritt. Das Licht, so wol das natürliche, als das künstliche, muß eine beträchtliche Stärke haben, um mir empfindbar zu werden. Dann aber, wenn dieß Licht recht lebhaft sie gerührt hat, spielen sie lange in derselben Art nach, wie sie von dem Bilde der Sache, die ich betrachtete, gerührt waren. Ich habe eine bestimmte Erfahrung ge-

habt, daß ich das Bild eines Baurisses nach wenigstens zehn Minuten in meinem geschlossenen Auge noch fand, da mir der Gedanke an den Gegenstand lange verflogen war. Ich habe diese und andre Erfahrungen in einer kleinen lateinischen Schrift: Tractatus duo optici Hamb. 1783. 8. psychologisch betrachtet.

Ich kann nicht umhin, eines Zufalls zu erwähnen, der mit ienem alten Uebel vielleicht in keiner Verbindung stand, welcher aber die behutsame Vorsorge für die Erhaltung meines Gesichts sehr vermehrte, und mich auf manche derjenigen Maasregeln spät leitere, welche ich in diesem Aufsaze angebe. Vor funfzehn Jahren, als ich noch nicht aufgehört hatte, von Mittel zu Mittel wider die Reste meiner Hypochondrie zu irren, hatte ich an einem Winter-Abend Aloetische Pillen genommen. Die Folge davon war am folgenden Morgen ein so starker Ausbruch der Hämorrhoiden, als ich ihn vorher niemals gehabt hatte, der aber auch bis iezt der lezte geblieben ist. Ich

befand mich dabei sehr wol, und hatte von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr stark gearbeitet. Nun saß ich müssig unter meiner Familie in einem Zimmer, in welches der Schnee, der in meinem Garten lag, ein falsches Licht warf. Von dem Schnee hatte ich die Augen weggewandt. Allmälich bedekten kleinere, bald aber grosse graue Wolken mit nur kleinen Zwischenräumen, in welchen mir noch etwas sichtbar blieb, meinem Gesichte alle Gegenständr. Meine Frau bemerkte meine Unruhe. Was ich so lange befürchtet habe, sagte ich ihr, erfolgt iezo. In diesem Augenblik werde ich blind. Zugleich erinnerte ich mich, daß ich zu wenig gefrühstükt hätte. Ich ließ mir Brod, Butter und Wein, den ich sonst nie am Morgen trinke, bringen, genos nicht wenig davon, und nun verschwanden zwar die Wolken. Aber statt deren sahe ich noch lange glühende Züge, wie die Striche eines deutschen geschriebnen m oberhalb im Auge, folglich auf dem untern Teile der Nezhaut, hin und wieder fahren. Meine Augen

blieben sechs Monate durch so empfindlich, daß ich sie fast gar nicht brauchen durfte. Aber die Wolken zeigten sich niemals, und die glühenden Züge nur Einmal wieder. Dieß war ein nicht zu verkennender Anfall des schwarzen Staars, folglich ernsthafter, als alles, was ich vorher oder nachher an meinen Augen erfahren habe. Da ich von diesem Uebel, dem unheilbarsten unter allen Augen-Uebeln, nicht weiter reden werde, so will ich nur anmerken, daß wir doch in unsern Zeiten weit besser daran sind, als ehemals, da alle Aerzte bei dem Ausbruch desselben fast gar keinen Raht zu geben wußten, selbst noch zu Boerhaves Zeiten, wie man aus seinem schon angeführten Buche sehen kann. Aber mein Beispiel beweist auch, daß es auf schnelle Entschliessung ankömmt. Mein Hülfsmittel war freilich keine eigentliche Medicin, aber für den Augenblik gewiß das beste.

Aber noch trauriger ward für mich die lezte Hälfte des 1785sten Jahrs. Ich war nun auch

taub, so taub, daß ich, wenn ich dicht unter den Thürmen unsrer Stadt stand, den Schlag der Stundenglokke nicht mehr hören konnte. Kaum hörte ich noch, wie dieß allen Tauben leichter ist, die schrilleren Töne kleinerer Glokken. Jedermann mag sich den traurigen Zustand gedenken, in welchen mich bei dem doch immer sehr bedenklichen Zußande meiner Augen dieser beinahe entschiedene Verlust des Gehörs versezte. Nur daß die Taubheit noch abwechselnd war, erhielt mich bei einigem Mute. Und in der Taht verlor sie sich im fünften Monate gänzlich nach einer Cur, welche mein Freund, Herr D. Heise, ganz auf den Unterleib richtete. Doch war dieß Uebel vielleicht eine Wirkung des kalten feuchten Sommers dieses Jahrs. Fünf meiner Freunde und Bekannten waren um eben die Zeit damit behaftet, wurden aber auch alle davon wieder frei. Zwei derselben haben Rükfälle des Uebels, doch ohne lange Dauer, gehabt, ich aber gar keinen. Ich kann mir nicht verbieten, anzumerken, daß das Uebel

in denen Drüsen, die das Ohrenschmalz geben, seinen Siz zu haben mir schien, wiewol die erste Ursache gewis tiefer lag. Bei dem ersten Anfall entstanden von Zeit zu Zeit kleine Blasen im Ohre, die, wenn sie brachen, nur Wasser von sich gaben. So wie sich während der Cur das Ohrenschmalz wieder einfand, und nach und nach mehr Consistenz und Farbe gewann, wurden die Zwischenzeiten, in denen ich besser hörte, öfter und länger, und endlich verlor das Uebel sich ganz.

Es ist nicht Schwazhaftigkeit eines Kränklichen, die mich bei dieser Erzählung so lange verweilen macht. Denn ich bin iezt, Gott Lob! gesunder als iemals. Sonst weis ich gar wol, es geht den Kränklichen, wie den unglüklichen Spielern. Beide wollen immer gern von ihrem Unglük erzählen, und niemand mag sie hören. Ich aber glaubte, nachstehendem Aufsazze den Beweis voranschikken zu dürfen, daß meine Erfahrungen alt, und die Veranlassnng dazu für mich sehr ernsthaft gewesen sei. Schon vor fünf Jahren glaubte ich, vielen einen Dienst zu tuhn,

wenn ich meine Beobachtungen und die diesen gemäß erwählten Hülfsmittel bekannt machte, durch welche ich mein Gesicht bis daher in einem Zustande erhalten habe, mit welchem ich zufrieden sein kann. Ich ließ dieselben in den Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten abdrukken, wo sie in dem 25sten bis 28sten Stükke des Jahres 1785 zu lesen sind. Mir entstand damals bald die Ueberzeugung, daß ich vielen an ihren Augen leidenden einen Trost gegeben hätte, welchen ich mir bei dem Ausbruch meines Uebels gewünscht haben mögte. Es gelangten bald sehr viele Briefe an mich, in denen man nähere Belehrung bei mir suchte; freilich zum Teil in solchen wesentlichen Uebeln, für welche ich keinen Raht zu geben weis. Ich entschlos mich also schon damals, meinem guten Raht mehr Ausführlichkeit und mehr Publizität zu geben, als welche derselbe in einem wöchentlichen Blatte haben konnte, zumal da er in vier Stükke desselben verteilt war. Dieß glaube ich nun am besten in dieser Sammlung

tuhn zu können, deren Ueberschrift: Erfahrungen, völlig auf dieß Schriftchen zutrift. Ich wünsche einem jeden meiner Leser Glük, welcher diese Erfahrungen zu lesen nicht nötig hat. Aber sollten deren wol gar viele sein, die so ganz ihrer Augen wegen unbesorgt sein dürften, und denen der Trost und Raht eines Mannes nicht willkommen wäre, der ihnen sagen kann: vor dreissig Jahren befürchtete ich mehr, als Ihr fürchten dürfet, und sehe nicht nur noch, sondern bin auch seit der Zeit nicht viel weniger tähtig gewesen, als ich es ohne dieses Uebel gewesen sein mögte.

Welchen Einflus der Zustand meiner Augen auf die Beschäftigungen der zweiten Hälfte meines Lebens gehabt habe, wie ich deswegen Kenntnisse, die mir bis dahin sehr lieb waren, teils mehr, teils weniger habe aufgeben, urd andre Gegenstände meiner Tähtigkeit wählen müssen, davon zu reden werde ich nähern Anlas in einer Schrift haben, welche den dritten Band dieser Sammlung größtenteils ausfüllen wird.

Wer des tierische Auge einigermassen kennt, wer nur so viel davon weis, als man in wenigen Minuten bei der Durchschneidung eines tierischen Auges lernen kann, sieht bald ein, daß es ein so zartes, ein aus so vielen Teilen zusammengeseztes Glied des tierischen Körpers und so unendlich vielen Unfällen und Zerrüttungen seiner Teile ausgesezt sei, bei deren Möglichkeit man sich wundern muß, wie es doch mit dem langen Leben so manches Menschen noch in hinlänglicher Brauchbarkeit ausdauern könne. Wenn gleich Erblindung ein Unfall ist, welcher bei sehr hohem Alter gewöhnlich erfolgt, so giebt es doch viele Ausnahmen. Hier lebt iezt eine hundert und zehnjährige Frau, deren Gesichte noch nichts abgeht. In der Taht hält es mit dem Leben so manches weit kürzer lebenden Tieres selten aus. Ein Hund wird selten alt, ohne blind zu werden. Die Pferde werden es noch früher in Folge von

manchem Versehen, welches in deren Fütterung, Pflege und Gebrauch begangen wird. Von anderem Hausvieh, das man jung schlachtet, um es zu verzehren, reichen die Erfahrungen nicht bis an ihr hohes Alter. Es wird wenigstens aus jenen Erfahrungen wahrscheinlich, daß dieser Teil des tierischen Körpers bei keinem andern Tiere so lange mit dem übrigen Körper ausdaure, als bei dem Menschen, ungeachtet kein Tier seine Augen auf eine so mannigfaltige und oft schädliche Weise braucht, als der Mensch.

Indessen bleibt nicht leicht bei einem lange lebenden Menschen das Auge in seinem ursprünglich guten Zustande. Nur der Kurzsichtige hat sich einer Besserung seines Gesichts aufs Alter zu erfreuen, wenn die Teile desselben ihre zu starke Ründung allmälich verlieren, und er aufs Alter fernsichtiger wird. Dann kann er allererst eine Uebersicht der schönen Natur mit geniessen, die der Fernsichtige von Jugend auf genos, aber auch dann noch genießt, wenn er zum Erkennen naher

und kleiner Gegenstände seine Brille zu Hülfe nehmen muß. Wir Fernsichtige sind doch im Ganzen besser daran, und, ungeachtet ich nun schon seit siebenzehn Jahren eine Brille beständig bei mir führen muß, so mögte ich doch dafür nicht derer vielen Freuden entbehrt haben, die mir meine Fernsichtigkeit von Jugend auf in dem Anblik der schönen Natur gewährt hat, und noch so oft gewährt. Ich würde mich selbst in der Erinnerung der durchs Auge genossenen Vergnügungen trösten, wenn, wie ich doch immer fürchten muß, mein Gesicht nicht mit meinem Leben aushalten sollte, wiewol ich fest überzeugt bin, daß diese Gefahr mir weniger drohen würde, wenn ich von Jugend auf kurzsichtiger gewesen wäre. Man erlaube mir bei dieser Veranlassung eine kurze Ausschweifung.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß Blinde ihres Uebels gewohnter und zufriedner mit ihrem Zustande werden, als jemals Taube es zu werden pflegen. Und doch ist wol kein Mensch, der, wenn

er von beiden Uebeln Eins wählen sollte, nicht lieber wählte, stoktaub, als stokblind zu werden. Freilich ist das Vergnügen, welches uns das Gesicht gewährt, grösser und lebhafter, als dasjenige, zu welchen uns das Gehör verhilft. Ich sezze den Umstand bei Seite, daß der Taube bei weitem nicht so sehr zu den mannigfaltigen Geschäften des Lebens nufähig wird, als der Blinde, und daß eben daraus für manchen Blinden Kummer und Sorgen der Nahrung entstehen, welche den Tauben gar nicht drükken. Unter der Voraussezzung also, daß der Blinde nicht mehr Mangel habe oder besorge, als der Taube, scheint mir die Sache aus folgendem Umstande sich leicht erklären zu lassen: die Freuden des Gesichts sind zwar viel grösser und lebhafter, aber die Vergnügungen durchs Ohr sind häufiger und österer. Jene dienen also wenig oder selten zur Verkürzung der Zeit, diese desto mehr. Wenn ich mich durchs Gesicht lebhaft vergnügen will, muß ich die Gegenstände dazu aufsuchen, aber zu den Vergnü-

gungen durchs Gehör entstehen die Veranlassungen einem jeden, der den Umgang mit andern Menschen liebt und ihn sich gut ausgewählt hat, in jeder Unterreduug. Hagedorn sagte von seinem Mädchen:

Sie giebt mir grössre Freude,
Doch öftre giebt der Wein.

Um unser Leben mit Zufriedenheit hinzubringen, sind uns östere Freuden minder entbehrlich, als die grössern. Der Blinde verliert die grössern Freuden und vermißt sie weniger; der Taube entbehrt der öftern, vermißt sie immer und findet kein Wittel, sie hinlänglich zu ersezzen. Freilich kömmt es auf die vorgängige Beschäftigungen des einen und des andern an. Hat der Taube immer im Umgange und selten im Lesen seine Aufheiterung gesucht, so wird er desto misvergnügter werden, es sei denn, daß ihn sein Uebel zu dem leztern als einer Ressourze leitet. Hat der Blinde eine ähnliche Lebensart geführt, so entgehen ihm die Vergnügungen des Umgangs

nicht, und er findet allenfalls zu einem Vorleser Raht, und schiebt noch blind eine Art des Vergnügens ein, das er vorher nicht benuzte. Selbst der Gelehrte darf nicht ganz den Wissenschaften, und der Geschäftsmann nicht jedem Geschäfte entsagen. Wie viel hat nicht noch Euler nach seiner frühen Erblindung geschrieben, und eben so gut geschrieben, als seine früheren Schriften waren! Mein Grosvater mütterlicher Seite war General-Superintendent in Harburg, und erblindete in einem Alter von funfzig Jahren. Dieß störte ihn jedoch in allen seinen Geschäften nicht. Nur die seiner Pfarre machten ihm, als er bald siebenzigjährig ward, einen Gehülfen notwendig. Dazu kömmt, daß nur wenig Menschen völlig taub werden. Sie glauben also, dem aus dem Umgang geschöpften Vergnügen nicht völlig entsagen zu dürfen, wissen selbst nicht, wie viel Mühe sie denen machen, welche ihnen zu diesem Vergnügen verhelfen sollen, und werden verdrieslich, wenn man sie nicht so, wie sie es vorhin gewohnt

waren, in der Teilnehmung an allen Unterredungen erhält. Auch das unterbleibt nicht, daß man sich erlaubt, in Gegenwart eines Tauben manches zu reden, was man sonst nicht vor seinen Ohren sagen würde. Dies entgeht seiner Aufmerksamkeit selten, und er argwohnt es auch dann sehr oft, wann man deswegen nicht laut genug für ihn spricht, weil der Gegenstand der Rede ihn nicht interessirt. Ich habe manchem Blindgewordnen dieß alles zum Trost gesagt, wenn ein solcher in der Gewisheit seines Uebels sehr trostlos war, und habe bald gesehen, daß ein solcher sich an seinen Zustand gewöhnte, zumal, wenn er eine Familie oder Freunde hatte, die sich seiner Unterhaltung noch ferner annahmen. Doch es ist Zeit, mich zu erinnern, daß ich nicht für wirklich Blinde schreibe, sondern für solche, die es zu werden besorgen.

Weil ich schon von der Kurzsichtigkeit geredet habe, so will ich zuerst von deren mir wahrscheinlichen Ursachen reden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie für einen Fehler halte, der bei den meisten

Menschen von den Umständen ihrer ersten Erziehung hirrührt. Wahr ist es, daß so mancher Mensch mit Augen geboren wird, die ihrem Bau nach durchaus kurzsichtig sein müssen. Man sieht es ihnen sogleich an der gar zu zu starken Ründung der Hornhant an. Die Ründung der Linse selbst, welche man nicht von aussen beurteilen kann, ist eine zweite natürliche Ursache der Kurzsichtigkeit. Mit dieser bessert es sich gewöhnlich mit dem Alter, und Augen der Art, welche erst spät sich der Fernsichtigkeit nähern, sind die dauerhaftesten. Mit jener Ursache aber ändert es sich zu wenig, und der wegen der Ründung seiner Hornhaut Kurzsichtige bleibt es sein ganzes Leben durch. Aber das ist doch eine sehr gemeine Bemerkung, daß man unter Leuten, die von Jugend auf in freier Luft viel gelebt haben, insonderheit aber unter solchen, deren früh erwälte Lebensart sie fast beständig in freier Luft erhält, als Seeleuten und Fuhrleuten, keine Kurzsichtige antrift. Sie sind so scharfsichtig in die Ferne,

daß man darüber erstaunen muß. Ich will die mir einleuchtenden Ursachen davon angeben.

Wer etwas mit der Optik bekannt ist, weis, daß das Auge die Gegenstände in der Nähe und Ferne nicht sehen könne, so daß es dabei unverändert bliebe. Es muß eine Umstellung der Teile desselben vorgeheu, damit das Bild des nähern, wie des fernern Gegenstandes, sich auf der Nezhaut deutlich entwerfen könne. Wenn ich jezt einen Gegenstand nahe vor dem Auge mit Deutlichkeit betrachtet habe, und ihn dann nur um Einen Fuß weiter rükke, so mus nohtwendig die Linse der Nezhaut näher stehen, wenn sich das Bild des entferntern Gegenstandes deutlich auf dieser entwerfen soll. Wie diese Umstellung des Auges geschehe, wissen wir nicht. Es kann geschehen, indem der ganzen Ball des Auges durch den Druk der Muskeln seine Figur verändert, die dann länglichter wird, wann der Gegenstand dem Auge näher, und kürzer, wann er ferner steht. Oder die Linse entfernt sich bei kürzerer,

und tritt zurük gegen die Nezhaut bei grösserer Entfernung. Wahrscheinlich geschieht beides, und eins hilft dann zum andern. In jüngern Jahren hatte ich es in meiner Macht, meine Augen, die immer fernsichtig waren, umzustellen, daß sie kurzsichtig wurden. Jezt kann ich es nicht mehr, da sie gar zu fernsichtig sind. Aber wie ich es gemacht habe, ob durch eine Zusammendrükkung des ganzen Auges, daß es länglichter ward, oder durch eine Verrükung der Linse im Auge? weis ich nicht. Jedermann wird es fühlen, daß, wenn er einen Gegenstand dem Auge sehr nahe bringt, er diese Umstellung bewirken müsse, ehe ihm derselbe deutlich erscheint, und daß ihm diese zulezt unmöglich werde, wenn derselbe dem Auge gar zu nahe kömmt. Es ist leicht einzusehen, daß die Muskeln, welche zu dieser Umstellung des Auges beim Näher- und Ferner-Sehen mitwirken, früh dazu gewöhnt werden müssen, und daß das Auge dieß nicht erlange, wenn es die Gegenstände immer in

einerlei Entfernung sieht. Die Umstellung des Auges zum Nahe-Sehen scheint deswegen mehr Schwierigkeit zu haben, weil sie im Alter gar nicht mehr gelingen will. Aber wenn ein junges Auge gar nicht zu der Umstellung gewöhnt wird, durch welche die Linse der Nezhaut näher tritt, um von einem entfernten Gegenstande ein deutlich Bild auf derselben abzuwerfen, so will dieß auch nachher nicht mehr gelingen. Dieß erklärt hinlänglich, warum unter den Kindern der Landleute so selten ein Kurzsichtiges gefunden wird. Wann dann deren spätere Lebensart sie nötiget, oft und mit Aufmerksamkeit in die Ferne zu sehen, so gewinnen sie mehr und mehr Schärfe des Gesichts. Es scheint auch, als wenn der öftere Gebrauch der Augen in freier Luft denselben diese Geschmeidigkeit so erhalte, daß sie nicht, auch aufs Alter nicht, blos fernsichtig bleiben. Man wird in einer Dorfkirche wenig Brillen auf den Nasen alter Bauern sehen, wenn sie ihre Gesang- und Gebetbücher lesen, wiewol doch jezt ein

jeder Bauer bald zu einer Brille zu gelangen weiß, wenn er ein Bedürfnis derselben fühlt.

Zum Deutlichsehen wird für den, der noch beide Augen brauchen kann, nötig, daß in jedem Auge das Bild auf eine Gegend der Nezhaut fallen, welche einerlei Lage in Absicht auf den Sehenerven hat. (Man nennt dies correspondirende Punkte der Augen.) Wer nicht schielt, darf nur die Augen auf einen Gegenstand richten, dann aber eines von beiden Augen mit dem Finger verschieben; so wird er in jedem Auge ein besonderes Bild des Gegenstandes haben. Oder er stelle zwei Lichter in eine Linie, doch in der Entfernung von einigen Fussen hinter einander. Richtet er dann beide Augen auf das vördere, so sieht er das hintere doppelt: richtet er sie auf das hintere, so wird ihm das vördere doppelt erscheinen. Je grösser der Winkel wird, den diese Axen bei nahen Gegenständen machen, desto schweerer wird diese Stellung. Es ist eine unter Kindern gewöhnliche Posse, daß sie sich bemühen,

ihre Nase zusehen, und sich auffodern, dieß eins dem andern nachzutuhn. Dies hat sein Böses und sein Gutes. Das Böse ist, wenn sie es zu oft, und dem Auge Gewalt antuhn. Das Gute ist, daß die Augen in dieser Richtung ihrer Achsen auf einen nahen Gegenstand geübt werden, welche doch immer mehr Schwierigkeit hat, als die Stellung auf entferntere Gegenstände.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Auge, wenn es in der Jugend alle ihm angebotene Gegenstände in einer fast immer gleichen Entfernung sieht, diejenige Biegsamkeit der Teile nicht erlange, welche zu dieser ohn Unterlaß erfoderten Umstellung des Auges nötig ist. Kinder, die in der Stadt erzogen werden, kommen in den ersten Jahren ihres Lebens selten von ihrer Kinderstube, und diese Stube ist gewöhnlich das kleinste Zimmer im Hause; schon gros, wenn es zwölf Fus im Quadrat hält. Die Amme wählt gewöhnlich die Mitte des Zimmers, nm ihren Stuhl dorthin zu pflanzen, wenn sie das Kind wachend auf ihrem

Schoos oder ihren Armen hält. Die größte Entfernung, in welcher das Kind sieht, mag also sechs oder acht Fuß sein. Aber es wird doch mehrenteils mit Gegenständen unterhalten, mit welchen man ihm nahe vor den Augen umher spielt. Wenn die Amme oft mit dem Kinde ans Fenster tritt, so ist es schon besser. Aber wenn die Kinderstube so liegt, daß man aus dem Fenster nichts als nahe nachbarliche Wände erblikt, wo auch kein anmerklicher Gegenstand das Auge des Kindes anzieht, und es veranlaßt, dasselbe auf einer etwas grössere Ferne zu stellen, so hilft auch das nicht viel.

Dies ist ein wichtiger Punkt in der körperlichen Erziehung, von welchem ich nicht weiß, ob er in Büchern, die von derselben handeln, bisher beachtet sei. Ich bin sehr gewiß, daß, wenn man für städtische Kinder die Kinderstuben gehörig wählte, so daß, wenn sie auch klein sind, die Kinder doch eine so viel möglich weite Aussicht geniessen, und die Ammen anwiese, sie fleissig ins

Weite sehen zu lassen, wo nnd wann sie dazu gelangen können, man unter diesen nicht mehr Kurzsichtige finden würde, als unter den auf dem Lande erzogenen. Meine Kinder sind unter diesen Umständen alle fernsichtig gewordtn, ausser einem, das in seiner Jugend eine langwierige Augenkrankheit hatte. Denn diese nötigt ein Kind, das Tageslicht zu vermeiden, immer vor sich nieder auf nahe Gegenstände zu sehen; und, wenn dieß lange dauert, so verwöhnt sich das Auge, daß es nach geheilter Krankheit sich nicht mehr gehörig auf ferne Gegenstände stellen kann.

Ich habe auch manche Personen gekannt, die in ihrer Jugend fernsichtig gewesen zu sein mir versicherten, aber in spätern Jahren durch die Art ihrer Arbeiten, junge Männer durch vieles Lesen und Schreiben bei Licht, Frauenzimmer durch ihre feine Handarbeit kurzsichtig geworden waren. Die Erklärung davon liegt in dem schon gesagten. Das Auge kann die Biegsamkeit, welche es in der Jugend hatte, gar wol wieder

verlieren, wenn man es anhaltend auf nahe Gegenstände heftet, immer in der Stube lebt und nicht von Zeit zu Zeit ferne Gegenstände ihm darbietet.

Die Kurzsichtigkeit hat mehr als Eine böse Folge, zumal wenn sie sehr stark ist, für welche zu warnen und Raht zu geben ich mir zum Zwek gesezt habe.

Die erste ist diese, daß ein sehr Kurzsichtiger sich bald gewöhnt, uur Ein Auge vorzüglich zu gebrauchen. Die Ursache ist, weil ihm die Richtung seiner beiden Augen-Axen auf den Gegenstand, den er so sehr in der Nähe betrachten will, zu viel Mühe macht. Er hält also lieber den Gegenstand seitwärts, um ihn mit Einem Auge allein zu betrachten. Wechselte er damit, so wäre es so schlimm noch nicht. Aber er gewöhnt sich bald, nur das Eine zu gebrauchen, eben so natürlich, als Kinder sich gewöhnen, alles mit Einer Hand zu greifen und zu behandeln, auch ehe man ihnen sagt, das es vorzüglich die rechte

sein müsse. Dann gehts auch eben so mit den Augen, wie mit den Händen. Das minder gebrauchte Auge wird träge, verlernt das auch bei dem Kurzsichtigen so nötige Umstellen, und wird zulezt unbrauchbar. Kömmt dann der Gebrauch eines einzelnen Augenglases hinzu, so wird es vollends arg damit. Das müssig gehaltene Auge wird alsdann zugekniffen, und vollends ausser Dienst gesezt. Auch das im Gebrauch erhaltene Auge stellt sich nun wenig um, wird in seinen innern Teilen immer unbiegsamer, und ein solcher Mann wird auch im Alter seiner Kurzsichtigkeit nimmer los.

Hiewider habe ich zweierlei Raht zu geben; doch andern Rath für junge, andern Rath für ältere, bei denen das Uebel seiue Folgen schon äussert.

Für Kinder, wenn sie kurzsichtig geboren, oder durch Fehler der ersten körperlichen Erziehung es geworden sind, müssen deren Aeltern und Erzieher sorgen, und nicht leiden, daß sie sich

gewöhnen, nur mit Einem Auge zu sehen. Ich würde ein solches Kind absichtlich auffodern, seine Augen auf einen sehr nahen Gegenstand zu heften, dabei beachten, ob es beide Augen gleichmässig darauf richte, und, wenn es nur Ein Auge brauchen will, ihm dieses Auge zuhalten, um es zum Gebrauch des träge werdenden Auges zu nötigen. In dem Lese-Unterricht muß man Kinder nötigen, das Buch gerade vor sich zu halten. Sie werden sich bemühen, den Buchstaben schon in der grössern Weite zn erkennen, in welche sie ihn stellen müssen, wenn sie ihre Augen-Axen mit minderer Empfindlichkeit auf ihn richten wollen. Dann werden die Augen anfangen, sich mehr zn der so nötigen innern Umstellung zu gewöhnen, und das Kind wird gewiß mit der Zeit fernsichtiger. Ich habe manches Exempel von Personen gesehen, die im mittlern Alter ihre Kurzsichtigkeit schon sehr verloren hatten; aber nie von einem solchen, der sich verwöhnte, nur ein Auge zu gebrauchen.

Kindern erlaubt oder giebt man noch keine Augengläser. Aber erwachsene müssen, wenn sie sich zu deren Gebrauch entschliessen, in deren Auswahl vorsichtig sein. Wenn sie wünschen den Fehler ihrer Augen mit der Zeit gemindert zu sehen, so müssen sie auf folgende Art verfahren: Sie suchen aus mehrern Gläsern dasjenige aus, welches für den dermaligen Zustand ihrer Augen zwar das beste ist und ihnen das deutlichste Bild giebt. Dann aber müssen sie nach einem andern suchen, welches das Bild ein wenig grösser, aber auch etwas minder deutlich, doch so darstellt, daß sie einen Gegenstand noch immer erkennen können. Wenn sie dieses in Gebrauch nehmen, so wird es ihnen zwar eine Zeitlang etwas unangenehm sein, aber ihr Auge wird, so zu reden, nachkommen, sich nach diesem Glase gewöhnen, und sie werden fernsichtiger werden. Wenn sie dann wieder verändern, und ein minder holes wählen, so werden sie, einer in mehreren, der andre in wenigern Jahren,

ihrer Kurzsichtigkeit ganz los zu werden hoffen können.

Da man sich mit Einem Glase so leicht verwöhnt, nur Ein Auge zu gebrauchen, so ist der Gebrauch der zweifachen Gläser, die man zugleich vor beide Augen hält, sehr vortheilhaft. Aber da nicht leicht beide Augen einerlei Gesichtsweiten haben, so tuht man wohl, wenn man dazu gelangen kann, für jedes Auge das Glas besonders auf die oben angegebene Art auszusuchen, dann aber an der Einfassung oder an dem Griffe ein Zeichen anbringen zu lassen, damit man im Gebrauch nicht wechsele, sondern sogleich im Gefühl habe, wie man sie vor die Augen bringen müsse. Denn sonst würde man das Uebel ärger machen. Kann man aber nicht zu solchen Doppelgläsern gelangen, die doch jezt in Menge mehr als sonst verfertiget werden, dann muß man wenigstens jedes Auge wechselsweise an dessen Gebrauch gewöhnen.

Eine böse Folge der Kurzsichtigkeit ist die Leibesstellung, zu welcher dieselbe bei sitzenden Arbeiten nötigt, in welcher der Unterleib so wohl als die Brust gewaltsam zusammen gepreßt wird. Hypochondrie ist die minder schlimme, wenn gleich sehr arge, und Lungensucht die bösere sehr gewöhnliche Folge davon. Ein Raht, der sich durch seine Begreiflichkeit sehr empfiehlt, und deswegen von Personen, die jenes Böse fühlen, gerne befolgt wird, ist, daß man seine Arbeit im Stehen verrichtet. Wol getahn, wenn es körperliche Arbeit ist! Aber bei Kopfarbeiten halte ich es nicht für zuträglich. Die Leibeskräfte eines scharfdenkenden Geschöpfes, wie es alle Gelehrten sind, oder doch billig sein sollten, müssen mehr geschont werden, als man insgemein glaubt. Vieles Stehen aber nimmt mehr Leibeskräfte weg, als man gewönlich annimmt. Ich wenigstens habe viel Böses davon erfahren, als ich mich, nicht wegen meiner Augen, sondern meines übrigen Zustandes wegen entschloß, eine

Zeitlang im Stehen zu arbeiten. Auch können nicht alle Schreibarbeiten im Stehen verrichtet werden. Ein besserer Raht ist also, den Augen durch eine gutgewählte Hohlbrille so zu Hülfe zu kommen, daß der Körper bei allen Sitzarbeiten eine ihm zuträgliche Stellung annehmen kann. Kurzsichtige, welche die Musik lieben, entschließen sich gerne dazu in diesem Gebrauch, weil sie müssen. Aber sonst will niemand gerne daran. Ich habe verschiedne meiner jungen Freunde mit freundschaftlicher Gewalt dazu genötigt. Einer derselben fand in wenig Monaten seine Augen so gebessert, daß er ohne Schwierigkeit gerade sitzend auch ohne Brille schreiben konnte. Hier mogte auch wol etwas Verwöhnung hinzugekommen sein. Aber eben dazu ist eine solche Brille gut, einer solchen Verwöhnung abzuhelfen. Sie zwingt den, der sie auf der Nase hat, die Augen von dem Gegenstande seiner Arbeit etwas mehr zu entfernen. Ein andrer beklagte sich, daß er nun nicht mehr so nett und fein, sondern viel

grösser, als vorher, schriebe. Desto besser! sagte ich ihm: denn nun werden es auch andre Leute, und Sie selbst werden es im Alter lesen können.

Der Fall ist nicht selten, da ein Auge fernsichtig, oder doch wenigstens nicht sehr kurzsichtig ist, und keiner Hülfe nötig hat, das andere aber sehr kurzsichtig ist. Er ist gewönlich die Folge einer schweren Augenkrankheit, die nur Ein Auge betroffen hat, und eine schlimme Sache. Denn die Folge davon ist, daß man bei allen Arbeiten das gute Auge fast allein beschäftigt, und das andre müssig läßt, das dann darüber am Ende ganz aus dem Gebrauch kömmt. Der beste Raht dawider ist meines Erachtens dieser, daß man nie ohne eine Brille arbeitet, in welcher Ein Glas mit der oben angegebenen Vorsicht für das kurzsichtige Auge ausgesucht, das andre aber ganz plan auf beiden Seiten und sehr rein ist, blos damit beide Augen ein gleiches Maas des Lichts geniessen. Denn wenn das andre Auge durch nichts gedeckt ist, und das volle natürliche

Licht genießt, so wird es wieder allein gebraucht werden, und das andre in seiner Verwöhnung bleiben. Wann dann das schwächere Auge merklich gewonnen hat, so ist es Zeit, ein Glas in die Brille zu setzen, das etwas minder hohl ist, und so wird sich hoffen lassen, daß es mit der Zeit dem andern sich ähnlichen, und dieser Hülfe nicht mehr bedürfen werde.

Gute fernsichtige Augen bedürfen keiner Hülfe, bis sie es gar zu sehr werden. Und auch dann habe ich keinen andern Raht zu geben, als daß man sich ja nicht zu lange des Gebrauchs der Brillen erwehre. Das Vorurteil ist falsch, daß man durch deren Gebrauch das Auge verwöhne, und die Zunahme von dessen Fernsichtigkeit zu sehr befördere. Manchmal bessert sich ein Auge selbst noch bei dem Gebrauche der Brillen, und kann nach vieljährigem Gebrauche derselben wieder entbehren. Vor siebenzehn Jahren sahe ich mich zuerst genötigt, eine Brille zu gebrauchen. Ich hatte schon zu lange gesäumt, und die ersten

Brillen, die ich erwählte, waren zu flach; ich mußte bald rundere nehmen. Vor zwölf Jahren schafte ich mir in England eine achtzehn- und für spätere Jahre eine funfzehnzollige Brille an. Da ich erstere nach einigen Jahren verlohren hatte, glaubte ich, nun die zweite in Gebrauch nehmen zu können. Aber ich fand nach einiger Zeit, daß sie noch zu rund für meine Augen sei. Ich mußte also wieder eine flache aussuchen, und bediene mich noch jezt einer nur 16zölligen Brille zu meinen gewöhnlichen Arbeiten, wiewol auch einer 12zölligen, wenn ich sehr feine Schrift notwendig lesen muß. Das ist doch eine kleine Veränderung in einer Zeit von zwölf Jahren!

Wer Einmal mit Brillen den Anfang gemacht hat, muß sie jedoch zu nichts weiterem brauchen wollen, als wozu sie eigentlich dienen sollen, nemlich, um dem Auge bei solchen Arbeiten zu Hülfe zu kommen, in welchen es immer auf gleiche Weite sich stellen muß. Diese Weite ist diejenige, in welcher die Hände bei dieser Arbeit die besten

Dienste thun, und den Gegenstand der Arbeit halten oder führen, es sei beim Lesen, Führung der Feder, oder in Handarbeit. Dazu muß man die Brille so sorgfältig aussuchen, als möglich. Man muß sich nicht sogleich für den Gebrauch einer Brille entschliessen, die, so wie man sie auf die Nase sezt, den Gegenstand deutlich und klar darstellt. Denn man wird denselben nicht immer in eben der Ferne halten, in welcher man ihn bei einer solchen Probe hielt; sondern man muß sich an diejenige Brille halten, mit welcher man einen Tag, oder besser, einen Abend durch seine gewohnte Arbeit in derjenigen Stellung des Körpers und Anwendung der Hände, an welche man sich lange gewöhnt hat, oder welche die Arbeit erfodert, ohne Ermüdung hat verrichten können. Ich habe manchem Freund seine übelgewählte, wenn gleich lange gebrauchte, Brille wegnommen, und ihn zu dem Gebrauch einer andern übergeleitet, welche um zwei bis drei Zoll im Brennpunkt von seiner bisherigen verschieden

war. Ich bin gewiß, daß wenig Menschen diejenigen Brillen gebrauchen, die eigentlich zu ihren Augen passen. Am schlimmsten kommen diejenigen an, die sich Brillen verschreiben, blos mit Angabe ihres Alters, und ohne einem verständigen Glasschleifer die Brennweite der für ihr Auge brauchbaren Brille bestimmt aufzugeben.

Der beste Weg zu einer zuverlässig guten Brille zu gelangen ist dieser: Man suche in einem guten Laden, wo Brillen zu haben sind, dergleichen in Hamburg verschiedene sind, etwa ein halbes Dutzend aus, welche ungefähr zu dem Auge des Suchenden passen. Diese gebrauche man nach einander bei einer anhaltenden Arbeit, vorzüglich bei Lichte, und behalte diejenige, bei welcher man bei und nach der Arbeit fühlt, daß die Augen sich damit am besten befunden haben. Wer zu weit von einer Stadt wohnt, wo er dazu gelangen kann, der kaufe von den damit umlaufenden Juden einige Brillen für den kleinen Preis, welchen sie kosten. Dann nehme er die beste, suche deren Brenn-

weite, in welcher entfernte Gegenstände bei hellem Tageslicht sich aufs deutlichste abwerfen, messe dieselbe mit einem Streifen Papier so genau, als möglich, ab. Diesen Streifen sende er dahin, wo es gute Glasschleifer oder Brillenmacher giebt, und lasse sich Gläser auf diese Brennweite schleifen. Ich rahte zu einem Streifen Papier, weil die Maasse, in Zollen angegeben, so leicht Misverstand veranlassen kann, zumal wenn man keinen genauen Maasstab des Ortes hat, wohin man seine Commission giebt.

Brillen ohne Bügel, die man blos auf die Nase klemmen kann, sind nicht gut, nicht nur, weil deren Gebrauch unbequem ist, sondern, weil sie nicht eine immer gleiche Lage vor den Augen haben.

Zu solchen Beschäftigungen, in welchen man bald näher, bald ferner sieht, muß man ja keine Brillen brauchen. Eine solche ist das Chartenspiel. Ein würdiger Freund von mir, noch nicht fernsichtiger, als ich, der auf die ernsthaften Be-

schäftigungen des Tages gern die Aufheiterung des Spiels am Abend folgen ließ, gewöhnte sich früh, die Brille dabei zu gebrauchen. Da er dies eine Zeitlang getahn hatte, waren seine Augen so schwach und verdorben, daß er sie zu fast keinem Geschäfte mehr gebrauchen konnte, und in eine lebhafte, wiewol ungegründete Furcht verfliel, das Gesicht ganz zu verlieren. Die Ursache dieses schlimmen Erfolgs ist klar. Die Charte, in der Hand gehalten, ist dem Auge wenigstens noch einmal so nahe, als wenn sie auf dem Tische liegt. Im Whist, (um meinen Gedanken bestimmter anzugeben) sieht das Auge die dreizehn Charten in der Hand in der richtigen Brennweite der Brillengläser; dann aber soll und will es auch die zwei und funfzig auf den Tisch hingespielten Charten in der doppelten Entfernung durch ein nicht auf diese Brennweite geschliffenes Glas sehen, und muß also bei jedem Ausschlage sich zweimal umstellen, wenn es erkennen will. Dies kann kein Auge, wenn seine

Nerven auch noch so gut sind, in die Länge aus- halten. Eben deswegen muß man sich auch hü- ten, wenn man mit der Brille zur Arbeit geses- sen hat, und etwas zu suchen aufsteht, nicht die Brille vor den Augen zu behalten, und dadurch ferner sehen zu wollen, als die Brille es zuläßt.

Für wirkliche Augenkrankheiten Raht zu ge- ben, ist keinesweges die Absicht dieser Blätter. Aber zweierlei werde ich suchen zu leisten, nem- lich die Besorgnis derjenigen zu schwächen, welche wirklich an bösen Augen lange leiden, und Raht und Regeln der Behutsamkeit zu geben, bei de- ren Befolgung sich schwache Augen am besten befinden.

I. Ein grosser Trost bei vielen Augen-Uebeln ist der, daß eine lange anhaltende Augenschwäche selten der Vorbote einer völligen Blindheit ist. Mit dem weissen so wol als dem schwarzen Staar entscheidet es sich bald, wenn die Augen- krankheit dahinaus will. Die Vereiterung des Auges durch ein Geschwür von innen, oder ein

sogenanntes Hypopion, entsteht nicht langsam. Solche äußerliche Augenkrankheiten, da die Hornhaut durch scharfe Feuchtigkeiten die Durchsichtigkeit verliert, treffen selten erwachsene Leute. Bei Kindern hat manche Augenkrankheit diese Folge sehr bald, so daß wenigstens Flecken auf der Hornhaut nachbleiben. Aber ich habe einen Mann gekannt, dessen Augen von seinem zwanzigsten Jahre her durch scharfe Säfte so angegriffen waren, daß er freilich sie wenig brauchen konnte, aber er sah doch noch immer etwas bis an seinen späten Tod.

Wie manchen Mann kenne ich, der, wenn er bei dem ersten Anfall solcher Uebel, welche insonderheit von den Nerven herrühren, Raht bei Augen-Aerzten suchte, und ihnen das, was er empfand, beschrieben hatte, die traurige Entscheidung hörte, daß er sein Gesicht bald verlieren würde, und der dennoch sehend blieben ist! Man muß dieß dem Arzt nicht verargen. Denn das habe ich selbst erfahren, wie sehr die Erfah-

rungen und Empfindungen, welche ich im Anfange meiner Augenschwäche hatte, denjenigen ähnlich waren, die ich als Vorboten des schwarzen Staars beschrieben gelesen oder gehört hatte. Sie können auch darauf hinaus zielen, und dies fürchterliche Uebel zur Folge haben, wenn man nicht behutsam in dem fernern Gebrauch solcher schwachen Augen ist, oder andere Zufälle sie plötzlich verschlimmern. Wenn dann die lange Dauer noch nicht dem Arzte einen Grund zu einer bessern Entscheidung giebt, und der Kranke bei dem ersten Anfall und Furcht seine Erfahrungen ihm ins ärgere angiebt, so ist es kein Wunder, daß sein Urteil misleitet wird.

Es giebt viele Augenfehler, von welchen vielleicht kein Auge frei ist, die aber von keinem Belang sind. Einer derselben sind die kleinen runden Flecken, welche vor dem Auge, insonderheit wenn es auf einen entfernten Gegenstand von ebener Farbe sieht, häufig erscheinen. Es finden sich auch gewöhnlich Schnüre solcher

wie an einander gereiheten Kügelchen in dem Auge. Die Franzosen nennen sie mouches volantes, wiewol ihre Figur nichts einer Fliege ähnliches hat; denn sie sind alle scharfrund. Daß sie hohl sind, habe ich ich sehr deutlich erkannt, wenn ich bei klarer Luft den Himmel bei seitwärts stehendender Sonne sehe. Alsdann gewinnen diejenigen Flecken, welche sich mir am deutlichsten darstellen, auf der von der Sonne abgekehrten Seite, welches aber wirklich, weil alles im Bilde sich umkehrt, die dem Sonnenlicht zugekehrte Seite ist, eine schwärzliche Schattirung. Desto klarer aber ist alles übrige. Daß sie aber gröstenteils wie graue Flecken, doch in sehr unterschiedenem Grade der Deutlichkeit erscheinen, habe ich mir lange so erklärt: diese Bläschen sind, wofür man sie auch annimme, heterogen oder ungleicher Art von der Substanz, in welcher sie schwimmen. Die Brechung der Lichtstrahlen, welche auf sie fallen, wird also durch sie gestört, doch so, daß bei einer gewissen

Distanz von der Nezhaut sie den ihnen nach dieser Störung zukommenden Focus auf derselben haben. Wenn dies Statt hat, so entwirft sich ein reines Bild von diesen Kügelchen, welches aber auch die Seele zum Auge hinaus auf den Gegenstand referirt, mit welchem das Auge sich zu eben der Zeit beschäftigt. Ist aber das Kügelchen der Nezhaut zu nahe, kann sich das Licht noch nicht zu einem deutlichen Bilde desselben auf ihr sammeln, so entsteht auf dieser Stelle eine Art von Dunkelm, und das Auge hat in diesem äusserst kleinen Punkte keine distinkte Empfindung, weder von den Kügelchen, noch von den äussern Gegenständen. Ich habe eine andre Erfahrung sehr oft gemacht, und kann sie noch wiederholen, wann ich will, welche ich mir nicht anders erklären kann, als daß die so reizbare Nervenhaut meines Auges eine Empfindung von der Cirkulation des Blutes hat, welches durch das äusserst feine Geäder hinter der Nezhaut in den äusserst kleinen Kügelchen durchschlüpft, in welche nach

Leuwenhoeks Entdeckungen das Blut sich zerteilt, wenn es seinen Weg durch das feinste Geäder der tierischen Körper nimmt. Auch diese Empfindung referire ich ausser mir, und glaube eben das zu sehen, was ich durch Vergrösserungsgläser sah, wenn ich sonst die Cirknlation des Bluts in Flosfedern kleiner Fische oder in andern Tierchen beobachtete. Ich habe diese Erfahrung in der bereits angeführten lateinischen Abhandlung weiter beschrieben. Den Siz jener Kügelchen glaube ich aus der Ursache in die gläserne Feuchtigkeit in der hintersten Kammer des Auges mit Recht zu setzen, weil ich sie zwar etwas, aber doch wenig und langsam veränderlich gefunden habe. Ich hatte deren zwei ziemlich grosse Jahre lang und eine Schnur kleiner wie Fischrogen an einander gereiheter Kügelchen in dem rechten Auge bemerkt. Sie hatten beständig einerlei Lage, so wie auch die Schnur, welche ihre ganze Länge gar nicht, aber ihre Krümmung sehr oft veränderte, auch zuweilen einen Winkel machte, der

bald spitzer, bald stumpfer war. Ich glaubte schon, und so schrieb ich auch davon vor fünf Jahren, daß sie aus diesem Auge nie wieder verschwinden würden. Aber dies ist dennoch geschehen und dagegen in dem linken Auge eine Schnur entstanden. Hätten sie in der so flüssigen Feuchtigkeit des vordern Auges ihren Siz, so würden sie sich schneller und leichter verändern. Befänden sie sich in der Linse, so wäre an keine Veränderung zu denken. Denn was sich da einmal angesezt hat, kömmt nicht leicht wieder weg. Aber die gläserne Feuchtigkeit ist fest und zusammenhängend genug, daß es mit der Veränderung nicht leicht zugeht, aber doch, weil sie eine flüssige Substanz ist, dieselbe noch immer möglich bleibt. Freilich scheinen sie einem jeden, der sie eine Weile mit Aufmerksamkeit beachtet, immer zu sinken, daß ist, ihr Bild steiget im Auge. Aber bei diesem scheinbaren Sinken verändert sich ihre Lage unter einander nicht. Das Sinken hat keine andere Ursache, als daß das Auge in dieser

Beobachtung seine Stellung nicht lange ganz behalten kann. Denn wenn man dies wieder, so wie es vorher war, stellt, so erscheinen eben dieselben Flecken auf der vorigen Stelle. Sie hindern indessen die Deutlichkeit des Sehens, wenigstens bei mir, keinesweges. Doch habe ich bemerkt, das Kurzsichtige mehr darüber klagen, als Fernsichtige, und viele derselben haben sie mir so groß dem Scheine nach, wie Linsen, angegeben. Mir sind die größten nie grösser als Rübsatkörner erschienen. Dies erklärt sich am besten aus der Beschaffenheit des kurzsichtigen Auges selbst. Da ich sie aber für kleine Luftbläschen halte, die man ja bei so manchen Versuchen mit der Luftpumpe in die festesten Körper eingedrungen findet, so kann es auch sein, daß diese in einem Auge grösser, in einem andern kleiner sind.

Doch ich ich will ja nicht aus der Optik erklären, was alles sich aus ihr erklären läßt, sondern Raht geben, oder, wo kein eigentlicher Raht, so wie hier, Statt hat oder nötig ist, den für ihre

Augen besorgten ihre Furcht benehmen. Diese glaube ich versichern zu können, daß diese Flekken niemals ganz böse Folgen haben. Ich habe nie von einem Menschen gehört, der durch ein allmäliges Zunehmen dieser Kügelchen an Menge und Grösse sein Gesicht verloren hätte. Da auch ihr Siz gewis nicht in der Crystall-Linse ist, so kann man sich um so viel mehr sicher halten. Ich habe nie von einer Augenkrankheit gehört, die in der wässerigten und gläsernen Feuchtigkeit ihren Siz gehabt hätte, und eine Ursache der Erblindung geworden wäre. Indessen habe ich viele Personen gekannt, die dadurch in grosse Furcht geriethen. Ich selbst bin eine Zeitlang deswegen sehr besorgt gewesen, bis mich eine von dem seligen Meister in Göttingen darüber geschriebene Abhandlung beruhigte. Einem auswärtigen Kaufmann, der aber oft nach Hamburg kam, konnte ich in vielen Jahren diese Beruhigung nicht geben, weil ihm mehrere Augenärzte auf seine Beschreibung des vermeinten Uebels schlechten Trost gege-

ben hatten. Endlich mußte er mir glauben, da in so vielen Jahren nichts schlimmeres daraus ward, und er hat seine noch gesunden Augen ins Grab genommen.

Aber auch in Ansehung dieses Uebels sind die besten Augenärzte zum Teil noch sehr irre. Vor einigen Jahren redete ich mit einem solchen, nicht um Raht und Hülfe bei ihm zu suchen, sondern um als Philosoph und Mathematiker ihm meine Beobachtungen und deren Resultate mitzuteilen. Diese trafen nun freilich mit seiner Meinung gar nicht zusammen. Er suchte den Sitz dieses Fehlers in den Nerven, hielt ihn für viel erheblicher, als er wirklich ist, und gab mir eine lange Cur an, durch welche er das Auge davon befreien zu können glaubte, in welcher Blutreinigungen und starke Absfürungen das Hauptwerk waren. Ohne Zweifel kannte dieser Arzt den Fehler nicht aus eigner Erfahrung, sondern nur aus der Beschreibung ängstlicher damit behafteter Personen. Wenn ich doch, sagte ich zu einigen dabei gegen=

wärtigen Aerzten, das Ding nicht so gut kennte, und mich in hypochondrischer Angst auf eine solche Cur einliesse, so könnte ich blos dadurch übern Haufen geworfen werden.

Heftige Augenkrankheiten stehen gerne in Verbindung mit Verstopfungen der Drüsen, und diese deuten auf verdorbene Säfte. Bei Kindern begleiten sie gern den scorphulösen Zustand des Körpers. Hier geht die Arzneikunde ihren mehrentheils sichern Weg, aber oft mit einer langsamen Wirkung. Aber man ist auch zu sehr geneigt, den Grund von solchen Augenschwächen, die blos von den Nerven herrühren, in einer Verdorbenheit der Säfte zu suchen. Ehmals unterwarf man auch bei entfernter Gefahr des schwarzen Staars den Kranken einer Speichelcur. Boerhave räht in seinem Tractat von Augenkrankheiten dazu, als zu dem lezten Mittel, das aber wenig Hofnung eines guten Erfolgs gebe. Kein Wunder! Denn wenn man nervenschwache Personen damit angreift, so muß natürlich das Uebel eher

ärger als besser werden. Noch vor kurzem habe ich den traurigsten Ausgang davon bei einem mir bekannten Gelehrten erfahren. Dieser war schon früh sehr harthörig geworden, aber groß und stark von Körper. Seine sitzende Lebensart, noch mehr aber häusliche Verdrieslichkeiten mogten ihm einen starken Anfall der Hypochondrie zugezogen haben. Ein Symtom dieses Anfalls war eine Augenschwäche, die aber, wie die Folge wies, nicht wesentlich gewesen sein kann. Aber sein Arzt glaubte den schwarzen Staar zu sehen, und nötigte blos deswegen den von allem Verdacht früher Ausschweifungen durchaus freien guten Mann, sich einer so starken und lange dauernden Speichelcur zu unterwerfen, daß sein Körper einem Gerippe ähnlich ward. Blind ward er dennoch nicht, aber sein Gesicht nahm dabei vollends so ab, daß er kaum noch einen Brief, aber nur in grossen Zügen, schreiben konnte. Schrecklicher Zustand eines an nüzliche Tähtigkeit gewohnten Mannes, der dabei beinahe taub blieb! Als der

Speichelcur ein Ende gemacht war, erholte sich sein Gesicht langsam, und er war nahe daran, sich wenigstens nicht unglücklicher zu fühlen, und seiner gewohnten Beschäftigungen wieder eben so fähig zu sehen, als er seit zwanzig Jahren gewesen war. Aber nun riß ihn ein Schlagfluß, vielleicht eine Folge der durch die Speichelcur bewirkten Ausmergelung seines Körpers, im funfzigsten Jahre seines Lebens dahin.

II. Unter meinen Vorschlägen zur Bewahrung schwacher Augen und deren vorsichtigem Gebrauch ist mein

erster Raht, daß man den Augen bei allen Beschäftigungen, deren dieselben noch fähig sind, ein Licht verschaffe, das so viel möglich einförmig ist, dieselben ganz anfüllt, und die Netzhaut gleichförmig afficirt.

So manche Augenschwäche und völlige Blindheit entsteht blos aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen von Hagedorn in Dresden zum ersten-

mal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den quadersteinernen gegen über belegenen Häusern scharf zurück in dieß Zimmer. Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeits-Zimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauren die Ursache Ihres Unglücks ein. Denn in diesem Licht konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. Ich habe bei mehr als Einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben mögten, in einer völligen Erblindung sich endigen sehen, weil deren arme Aeltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten.

Man muß also sehr darauf achten, wie man seinen Ort zur Verrichtung sitzender Arbeiten bei Tageslicht wählt. Die Regel, daß man beim

Lesen oder Schreiben nicht gegen den Tag die Augen richten müsse, ist bekannt. Freilich kann man nicht das Papier beim Schreiben gerade vor sich legen, weil man es alsdann durch seinen Schatten zu sehr ins Dunkle sezt. Deswegen muß man das Licht seitwärts nehmen, und sich so setzen, daß man gegen den Tag hinschreibt, und der Schatten der Hand und Feder die schon geschriebenen Buchstaben allenfalls bedeckt. Doch besser, wenn man sich so schräge gegen das Licht sezt, daß die ganze Zeile einförmig beleuchtet wird. Ich will nur mit zwei Worten anmerken, daß man auf diesen Umstand in Stellung der Pulte in Comtoiren, und der Bänke und Tische in Schulen oder in akademischen Hörsälen, Rücksicht zu nehmen grosse Ursache habe.

Aber das ist eine grosse Schwierigkeit, daß das Licht, mit dem Fortrücken der Sonne, den Tag durch sich so sehr in eben demselben Zimmer verändert. Wo man des Morgens das volle Sonnenlicht hatte, da hat man Mittags das

reinste und gleichste Licht, dann aber, zumal in Städten, Nachmittags das schädliche zurückprallende Licht. Ich habe blos aus diesem Grunde zwei Arbeits-Zimmer, zwischen denen ich, besonders im Sommer, Vormittags und Nachmittags wechsele. Weil ich jedoch das Eine dieser Zimmer an manchem Tage nicht verlassen kann, indem sich auf demselben die meisten Bücher und andre Hülfsmittel zu meinen gewöhnlichsten Arbeiten befinden; so sehe ich mich genötigt, dem in dasselbe fallenden Licht, durch Niederlassen und Aufziehen bald dieses bald jenes Rollen-Vorhangs vor dessen verschiedenen Fenstern ein gewisses Gleichmaas zu geben. Das tuhe ich nicht nur nach dem Gange der Sonne, sondern jede etwas stärkere Veränderung in deren Lichte, wenn sie nur sich hinter den Wolken verbirgt und wieder hervorbricht, nötigt mich zu dieser Mühe, und oft sehr unangenehmen, wiewol für m ich durchaus nohtwendigen Unterbrechung meiner Arbeit. Und bei dem allen schütze ich noch meine Augen

sehr oft durch den grünen Flor, von welchem ich bald mehr sagen werde.

Bei der Stellnng des Bettes in Schlafzimmern ist aus ähnlichen Gründen vieles zu bedenken. Das Auge ist allemal beim Erwachen etwas schwach, und der Stern hat sich bei der Stundenlangen Schliessung während des Schlafs so sehr, als er kann, erweitert. Wenn nun das Auge beim Erwachen ein gar zu scharfes Licht sieht, so leidet es gewaltsam. Dieß erfahre ich sehr oft, wenn ich auf Reisen, die meinen Augen so, wie meiner Gesundheit, übrigens so zuträglich sind, in Wirtshäusern schlafe, und entweder vergesse oder nicht dazu gelangen kann, das Bett so umzulegen oder die Bettstelle so rücken zu lassen, daß mir das Licht des frühen Tages von keinem Fenster her auf die Augen fallen kann. Wenn ich gleich dann bei dem ersten Erwachen des Versehens inne werde, und die Augen abwende, so fühle ich doch oft die schädliche Wirkung Tage lang, welche das Licht selbst durch die geschlossenen Augenlieder auf meine Augen gehabt hat.

2) Ueberhaupt giebt man gern dem schwachen Auge einen Schutz von oben. Dieß ist recht getahn, insofern dadurch das helle von oben einfallende Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesezt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereizt wird. Dieß ist keinem Auge gut. Es muß ein sehr gesundes Auge sein, das dabei lange aushält. Ich werde mehr davon unten sagen. Wie aber, wenn das Uebel mehr im obern Teil des Auges, als im untern seinen Sitz hat? Dann ist es gerade verkehrt gehandelt. Der gesundere Teil wird geschüzt, und der schwächere soll immerfort Dienste tuhn.

3) Wer schwache Augen hat, sucht gern das Dunkle. Ganz gut, wenn von gar keiner Beschäftigung dabei die Rede ist, wenn das Dunkle natürlich und folglich allenthalben verbreitet ist! Mir ist es Wollust, wenn meine Augen mehr

als gewöhnlich schwach sind, eine halbe Stunde in der Dämmerung zuzubringen, ehe ich Licht fodere. Aber jede Dunkelheit, die man bei Tage macht, ist nie so gleichförmig, daß nicht das Auge ungleich litte, hier heller, dort dunkler sähe. Ich habe ungemein viel von diesem Misgrif ausgestanden, als ich den ersten Anfall von Augenschwäche hatte, und selbst die Tage in einem Zimmer zubrachte, dessen Fenster alle mit grünen Vorhängen verdeckt wurden. Aber ich ward klüger durch die Bemerkung, daß meine Augen sich im hellen Tageslicht in freier Luft immer viel besser befänden. Diese suchte ich, so bald es die Jahrszeit erlaubte, beständig, und sah auf ferne Gegenstände, um vom stärkern Licht der nahen Gegenstände weniger zu empfinden.

4) Nicht vollends schwachen Augen glaubt man bei ihren Arbeiten ein schwaches Licht verschaffen zu müssen. Auch darin habe ich mich geirret. Lange habe ich geglaubt, bei Einem Lichte besser, als bei mehreren arbeiten zu können. Aber

dieß tuht nicht gut. Ich glaube auch, daß manchen Augen durch die sogenannten Conservationsbrillen, insonderheit die mit grünem Glase, sehr geschadet werde, indem man von dem Licht, das sie zu ihren Beschäftigungen nohtdürftig brauchen, ihnen zu viel benimmt. Ich schafte sie an, als meine Augen zwar schwach, aber noch nicht so fernsichtig geworden waren, daß ich einer vergrösserenden Brille bedurft hätte, fand aber bald, daß sie mir mehr schadeten, als nuzten.

5) Ueberhaupt ist schwachen Augen das künstliche Licht der Kerzen und Lampen beschwerlich. Natürlich aus dem Grunde, weil die Lichtflamme das Auge in einem einzelnen Punkt zu stark erleuchtet, und die Nervenhaut ungleich gereizt wird, aber keinesweges dadnrch, daß das von dieser Flamme herkommende Licht dem Auge überhaupt zn stark wäre. Als ich so sehr an den Augen litte, daß ich eineu kurzen Blick in die Flamme der schwächsten Lampe nicht aushalten konnte,

selbst am Tage nicht, wenn ich etwa einen Brief zu siegeln hatte, wagte ich es aus langer Weile, ein Concert in einem stark erleuchteten Saale zu besuchen, und befand mich wol dabei. Nun versuchte ich sogar, eine damals hier veranstalttte Illumination von einigen tausend Lampen anzusehen, und hielt es sehr gut aus. Denn meine Augen wurden gleichförmiger, als durch ein einzelnes Flämmchen, afficirt.

Aber gewöhnlich sind die Hülfsmittel, durch welche man das Auge gegen den Reiz der Lichtflamme zu schützen sucht, so eingerichtet, daß sie nicht nur die Flamme decken, sondern das meiste von derselben sich verbreitende Licht auffangen. Da ist dann eine Dunkelheit fast in dem ganzen Zimmer, und nur ein einzelner Fleck über der Lampe helle. Dies ist äusserst schädlich. Die bekannte Segnerische und ähnliche Lampen mit grossen Schirmen über der Flamme sind sehr geschickt, auch ein gesundes Auge bei anhaltendem

Gebrauch schwach zu machen. Die über den Kopf gehängten Lichtschirme, welche freilich das Zimmer im vollen Licht lassen, sind deswegen nachteilig, weil sie die Eine Hälfte des Auges beschatten. Die grossen sogenannten Buchbinderschirme, die man nach Erfodernis an einem hölzernen Stiele in die Höhe schraubt, sind deswegen nicht rahtsam, weil sie zu viel Dunkel gerade vor dem Auge machen, aber sonst auf allen Seiten das Licht frei lassen. Die beste Hülfe geben solche kleine Schirme, die man mit einer Zange an die Kerze heftet. Man macht sie auf allerlei Art. Hier in Hamburg nährt sich eine neben dem Zuchthaus über wohnende Familie von Verfertigung der besten Art, nemlich von Taft, die man in einem Futteral sehr bequem mit sich führen kann. Kömmt einer in den Fall, da er ihn etwa nicht zur Hand hat, so ist mit einem Kartenblett und einer Haarnadel, deren beide Spitzen man durch die Charte in die Kerze stößt, bald Raht geschafft. Dann wird blos die Flamme

gedeckt, das Zimmer aber bleibt einförmig mit einem Licht erhellt, das dem Auge kein Uebels tuht.

6) Wenn Ein Auge ohne das andere krank ist, so bedeckt man es gerne, und läßt das andre Auge ganz frei. Dies ist nimmer gut. Denn es ist ein sehr genauer Zusammenhang zwischen den Nerven beider Gesichts-Organen. Ein Ohr kann leiden, ohne daß das andre Ohr merklich mitleidet. Aber nicht leicht leidet ein Auge lange, ohne daß das andre geneigt würde, eben die Krankheit anzunehmen. Wenn man nun dieses während der Krankheit des erstern ganz ohne Schuz läßt, so geht die Schwäche sehr leicht auch in das andre über.

Man fehlt aber in diesem Stücke auf mehrerlei Art. Man bedeckt das kranke Auge oft nur so, daß es, wenn es sich hinter der Bedeckung öfnet, nach unten zu sehen kann. Dieß ist nicht nur aus dem schon erwähnten Grunde, sondern

auch deswegen sehr schädlich, weil der öftere Uebergang von der Dunkelheit zum Lichte einem jeden Auge äusserst nachteilig ist. Der Kranke wird das Auge hinter der Bedeckung fast immer geschlossen halten wollen. Aber ein Wachender kann die Augenlieder nie lange geschlossen halten, am wenigsten die von Einem Auge allein. Also wird der Kranke von Zeit zu Zeit es wieder öfnen müssen. Dann fällt ihm das Licht von unten auf einmal plözlich ins Auge mit einer stechenden Empfindung, wobei ein Kind jedesmal schreien und wehklagen wird. Daher ist es freilich besser, wenn man das Auge ganz zubindet. Aber dann muß auch das andre Auge einen wohlgewählten Schutz haben, von dem ich jezt mehr sagen will.

In allen solchen Vorfällen und Umständen, die meinen Augen bei Tageszeit einen Schuz nohtwendig machen, auf Reisen bei starkem Sonnenschein, oder in Schneezeit zu Hause, wenn ein falsches Licht von der Sonne her oder vom Schnee mir bedenklich wird, bedecke ich beide Augen mit

einem doppelt- drei- oder vierfach zusammengenehten Stück grünen Flors, wohinter die Augen noch die Empfindung eines hinlänglich gemässigten Lichtes haben, und ich beide ohne Beschwerde offen halten kann. Wenn ich nicht arbeite, so ziehe ich den Flor, den ich unter einem zu dem Ende aufgesezten Hut beklemme, so weit herab, daß ich gerade vor mir hin nichts, als durch diesen, aber doch etwas sehe. Will und muß ich arbeiten, so zupfe ich ihn so lange zurechte, bis er von allem Licht, das ich vom Auge abhalten will, mir nur die gemäßigte Empfindung, aber ein freies Licht von den Gegenständen meiner Arbeit übrig läßt. Unter dieser Zurüstung halte ich in dem größten Teil eines so schneereichen Winters, als wir vor vier und fünf Jahren hatten, alle meine Vorlesungen. Bei Licht brauche ich keine solche Hülfe, sondern nur den an die Kerze gesteckten Schirm.

Ich bin sehr überzeugt, daß man allen wirklich kranken oder sehr schwachen Augen auf diese

Weise am besten zu Hülfe komme. Der Hauptvorteil ist, daß man die Augen dahinter beide frei offen halten kann, und dieselben ein ihnen zuträgliches Maas vom Lichte behalten. Ist Ein Auge besonders schwach, so kann man den Teil des Flors, der dasselbe deckt, dreifach, ja vierfach zusammennehen, nnd läßt dem andern Auge die Bedeckung, die für dessen Zustand zureichend ist.

7) Personen, denen die Augen mit dem Alter schwach werden, oder schon im mittlern Alter sich umstellen, so daß sie eigentlich mit dem Gebrauch der Brillen den Anfang machen sollten, verwöhnen sich gern, am Abend das, was sie lesen, oder überhaupt scharf sehen wollen, hinter dem Lichte zu halten. Ich habe aber auch Beispiele von jüngern Leuten gesehen, die ihre Augen in einem oder dem andern Wege verdorben hatten, daß sie eben dies tahten. Dies mag für einzelne Minuten noch nicht schädlich sein. Ich selbst verbiete es mir nicht bei aller der Vorsorge für die

Erhaltung meines Gesichts, von welcher diese Abhandlung zeugt, wenn mir am Abend ein kurzer Brief oder sonst etwas vorkömmt, das ich in der Eile lesen will und muß, aber nur Ein Licht und meinen Lichtschirm nicht zur Hand habe. Aber wenn man dies zur Gewohnheit macht, so hat es die schädlichsten Folgen. Das Auge beschäftigt sich mit seinem Gegenstande in dem Grade des Lichts, das darauf fällt, und diesem gemäß sollte sich der Stern weiten. Aber wegen des schärfern Lichts der Kerze will und soll dieser sich mehr verengen. Der Entfernung dieses Gegenstandes gemäß soll und will sich das Auge stellen. Aber zu gleicher Zeit wird es durch das nähere und stark wirkende Licht der Kerze lebhaft afficirt, und will sich dieser Empfindung gemäß stellen, und noch dazu Stern und Linse anders in dem Auge, daß der Flamme am nächsten, und anders in dem, das etwas weiter von demselben ist. Denn gerade hinter dem Licht hält es doch keiner, und kann es auch nicht. Es ist klar, daß

man es nicht ärger anfangen kann, um denen feinen Nerven und Muskeln des Auges recht grosse Gewalt anzutuhn, welche zum deutlichen Sehen mitwirken müssen. Ich habe mehrere Personen getroffen, die über Schwäche und Abnahme des Gesichts klagten, Raht von mir verlangten, denen ich aber keinen zu geben wußte, weil die Gesichts-Organen in eine solche Unordnung gerahten waren, daß Augengläser und Brillen ihnen nicht recht dienen konnten. Denn diese sind nur für Augen gemacht, die ausser dem Fehler der Kurz- oder der Fernsichtigkeit keinen andern haben. Der einzige Raht ist, nicht mehr in diesem Wege zu sündigen, dann aber eine Zeitlang mit keiner ernsthaften und anhaltenden Arbeit die Augen zu beschäftigen, und darauf es zu versuchen, wie man mit Augengläsern oder Brillen sich helfen könne, die dem übrigen Zustande der Augen gemäß sind.

Zweiter Raht. Man muß den Augen nie mehr anmuhten, als sie aushalten können,

und die Art und die Zeit der Beschäftigungen, so viel möglich, nach dem Zustande der Augen wählen und einrichten.

Freilich ist dieser Raht nur für solche Personen anwendbar, die mehrerlei Beschäftigungen haben, und die nicht durchaus genötigt sind, zu arbeiten, so lange sie schwache Augen haben. Aber unter diesen fallen die von den Nerven herrührenden Arten der Augenschwäche am öftersten vor, und nicht so oft bei Leuten, welche in körperlichen oder in leichtern Hand-Arbeiten sich anhaltend beschäftigen. Für jene ist eine jede Augenkrankheit um so viel trauriger, weil sie in ihren Arbeiten nicht feiern, nicht wechseln können. Sie werden bis aufs äusserste fortarbeiten wollen, bis eben dadurch das Uebel so arg wird, daß sie feiern müssen. Wer aber nach seiner Lage in seinen Arbeiten wechseln kann, dem wird sein Gefühl bald sagen, was er zu tuhn habe. Ich bin überzeugt, daß ich ohne diesen behutsamen Gebrauch meiner Augen, seitdem sie so schwach

geworden sind, mein Gesicht schwerlich würde erhalten haben. Seit vielen Jahren habe ich mir alles anhaltende Lesen des Abends verbieten müssen. Was war nun zu tuhn? Ich mußte also alle meine Schreib-Arbeiten auf den Abend versparen, in welchen ich den Augen durch den Gebrauch des blauen Papiers noch zu Hülfe kommen konnte. Meine gesezten Beschäftigungen gaben mir noch nicht Schreibe-Arbeit genug. Ich mußte also nach andern Gegenständen der Arbeit mich umsehen. Kurz dieser Umstand insonderheit hat mich erst spät zum Schriftsteller, und nun beinahe zum Vielschreiber gemacht. Er hat aber auch die Art meiner schriftstellerischen Arbeiten bestimmt. Ich kann mich an keine Arbeit machen, die viele Literatur und Nachlesen vieler Bücher erfodert, sondern ich muß die Materialien meiner schriftstellerischen Arbeiten mehrenteils in meinem Kopfe finden. Die meisten sizenden Arbeiten, nicht blos die eines Gelehrten, sind doch so mannigfaltig, daß ein in den-

selben lebender Mann diese Regel wird befolgen können. Wer immer zu schreiben hat, und dann nur noch am Tage schreiben kann, Abends aber gar nicht, hat noch Eine Hülfe, die er benutzen kann, nemlich das Dictiren. Ich habe sie bisher nur selten benutzen dürfen. Sie hat doch auch für Kopf-Arbeiten Eine Schwierigkeit, nemlich diese, daß man nicht immer an die Arbeit gehen kann, wenn man dazu aufgelegt ist. Ehe der Schreiber gerufen wird und sich zum Schreiben sezt, ist die Lust zu dieser Arbeit schon vergangen, und die dazu gesammelten Gedanken sind oft schon verflogen.

Dritter Raht. Man beschäftige seine schwachen Augen in freien Stunden, so viel als möglich, in freier Luft und im Sehen in die Ferne.

Man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht. Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazieren-

gehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dies der Hauptvorteil, den sie dem schwachen Auge schaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird, deren keiner das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben ein hinlänglich sanftes Licht zusenden. Wer bei seinem Aufenthalt auf dem Lande viel auf Einer Stelle sizt, wird wenig Vorteil davon für seine Augen haben, und hier von einem falsch einfallenden, dort von einem stark zurück prallenden Licht alles leiden, was er in der Stadt leidet. Man muß aber bei jenen Bewegungen des Körpers dem Auge die nötige Bedeckung, die ich oben beschrieben habe, geben. Auf einer Reise, die sonst meiner Gesundheit sehr zuträglich war, litten meine Augen gar sehr. Die Kutsche war dunkelgrün ausgeschlagen, welches meinen Augen sehr wohl taht. Aber das starke Sonnenlicht, das durch die drei Fenster der Kutsche ein- oder von den nahen Gegenständen zurückfiel, war mir um so viel empfindlicher, je mehr es von der grü-

nen Ausfutterung der Kutsche abstach. Dieß dauerte so lange, bis bedeckte regnigte Luft gegen das Ende meiner Reise entstand. Damals aber war ich noch nicht auf die oben beschriebene Bedeckung der Augen durch einen Flor gerahten. Die von Frauenzimmern auf Reisen gewöhnlich gebrauchten Flöre können, weil sie nur einfach und von ungleichförmigem bunten Gewebe sind, einem schwachen Auge diesen Dienst noch nicht hinlänglich tuhn.

Vierter Raht. Wer schwache Augen hat, hüte sich überhaupt vor allen Beschäftigungen, die eine starke Anstrengung der Augen, wenn gleich auf kurze Zeie, erfodern, insonderheit vor solchen, bei welchen nur Ein Auge angestrengt wird, und sich anders stellen muß, als das andre nicht beschäftigte Auge.

Allen Gebrauch der Mikroskopien und Fernröhre muß man sich in solchen Umständen verbieten. Dieser Raht ist so einleuchtend nnd allgemein bekannt, daß ich darüber nichts weiter sagen

mag. Ich will also nur noch den Raht anhängen, daß man insonderheit sich verbiete, öftere Proben mit seinen schwachen Augen zu machen, um zu sehen, ob es besser oder schlechter damit werde. Die dabei nötige Anstrengung Eines oder beider Augen ist mir ungemein viel empfindlicher, als die bei jedem andern Vorfalle, geworden. Mit allem solchen Probiren wird man das Auge nichts besser machen, als es wirklich ist. Indem man aber die Probe macht, mögte man gerne etwas tröstendes bemerken, gern wahrnehmen, daß das Auge besser sehe, als vorher, und so strengt man das Auge vergebens an, um es sehen zu machen, was es in seinem dermaligen Zustande nicht sehen kann. Hat man einen Arzt zu Hülfe gerufen, so mache man die Proben, welche derselbe verlangt, ohne grosse Anstrengung und ohne viele Aengstlichkeit. Desto richtiger und bestimmter wird man ihm das Resultat derselben angeben können.

Man muß aber diese Proben nicht vor einem Arzt machen, welcher sie nicht gehörig beurtei-

len kann, oder hartherzig genug ist, um dem bekümmerten Kranken durch ein lautes Urteil seine Furcht zu vergrössern. Ich war in einer Familie gegenwärtig, als deren Hausarzt sie besuchte, um sich nach dem Befinden der ganz gesunden Herrschaft zu erkundigen. Noch beim Weggehen sagte ihm diese, das Hausmädchen habe einen bösen Husten, und bat ihn, ihr Raht zu geben. Sie ward gerufen, der Doctor stellte sie vor sich hin und sagte ihr: Steck' sie die Zunge heraus! Dies geschah, wie befohlen. — Steck' sie sie wieder ein! Sie wird an der Schwindsucht sterben. — Damit entließ er ohne weitern Raht das arme Mädchen, das auch, vielleicht früher, als sonst ihre Krankheit sie hingerissen haben mögte, in Folge des Schreckens von diesem Todesurteil starb. Mich besuchte in dem schwereſten Anfall meiner damals Stadtkundigen Augenschwäche ein Arzt, wie er sagte, aus Freundschaft. Als ich, dem damals um Trost sehr bange war, von meinem Uebel auch mit ihm geredet hatte, foderte er mich zu einer Probe auf,

um zu sehen, ob die Pupille oder der Stern meiner Augen sich noch verändere. Diese Probe hatte ich nur gar zu oft gemacht, und es war noch mein bester Trost gegen die Furcht des schwarzen Staars, daß sich die Oefnung des Sterns noch zwischen einer und zwei Linien veränderte. Ich sagte ihm dies, und wie sehr dies mich noch beruhigte. Er machte indeß seine Probe kurz und gut, schüttelte den Kopf und sagte: Ich sehe wenig Veränderung in der Oefnung der Pupille. Mir ward nicht besser dabei zu Muhte, als jenem schwindsüchtigen Mädchen, als sie nach wieder eingesteckter Zunge und angehörtem Todesurteil abtrat. Denn Furcht vor Erblindung und Furcht vor dem Tode waren mir damals gleichgeltend. Und doch hat seit jener Zeit der Stern in meinen Augen fast alle Beweglichkeit verloren, ist immer eng und erweitert sich nie bis zum Durchmesser Einer Linie. Dies ist die Hauptursache, warum ich so schlecht im Dunkeln, ja selbst schon in der Dämmerung sehe, weil das Auge durch den immer engen Stern

nicht genug Licht fassen kann. Aber es gilt mir auch für einen Beweis, daß die Unbeweglichkeit des Sterns keineswegs ein so gültiges Zeichen von der Gefahr des schwarzen Staars ist, als man gewöhnlich hört oder lies't.

Ich mag diese Abhandlung nicht schliessen, ohne noch Einer Bemerkung zu erwähnen, welche zwar mir nicht lange neuen Kummer machte, aber vielleicht diesem oder jenem längern Kummer verursachen könnte, zumal wenn er an einen Arzt geräht, der nicht auf die wahre Ursache hinaus denkt. Doppeltsehen ist ein bedenklicher Zufall, wenn die Ursache im Auge selbst liegt. Das wußte ich, als ich vor einigen Jahren zuerst an dem gehörnten Monde wie einen Ansaz nach unten zu wahrnahm. Dies verdünkte mich; ich schloß das rechte Auge, dessen alten Fehler ich so lange kenne. Aber der Fehler, wofür ich ihn hielt, war in dem linken. Nun fragte ich einen Freund, der mit mir wandelte, ob er eben das sehe. Gewiß verstand dieser meine Frage

nicht recht. Denn er versicherte mich, daß es ihm auch so, wie mir, vorkomme. Nach einiger Zeit sahe ich des Abends den von der Sonne beschienen Knopf und Windflügel eines unserer Kirchtürme aus meinem Fenster, und nun erschien unterwärts ein freilich minder lebhaftes aber vollkommen deutliches Bild von beiden. Auch dasmal war die Erscheinung im linken Auge. Ich fieng also schon an zu fürchten, daß auch in diesem der Fehler des rechten Anges anfange. Von der Zeit an sahe ich und sehe noch, oder vielmehr ich bemerke anhaltend alle stark erleuchtete Gegenstände zwiefach in einem lebhaften, und einem zweiten minder glänzenden aber gleich deutlichen Bilde. Jezt geriet ich auf die wahre Ursache. Um mich davon gewiß zu machen, stach ich ein Loch durch ein Cartenblatt, und sah dadurch eben die Gegenstände. Nun aber verschwanden die Nebenbilder bei allen.

Der Aufschluß dieser Erscheinung ist dieser: Die Nebenbilder entstanden und entstehen noch von Stralen, die sich vom Augenliede, vorzüg=

lich dem untern, ab- und ins Auge werfen. Der Ausschnitt meiner Augen ist sehr klein, und meine alte Augenschwäche hat mich verwöhnt, sie noch weniger zu öfnen, als ich ehemals gewohnt gewesen sein mag. Folglich sind meine Augenlieder dem Stern jedes Auges so nahe, daß von deren innerem glatten Rande Stralen in den Stern fallen und oberhalb im Auge, folglich unterhalb im Bilde, sich in ein deutliches Bild auf der Nezhaut sammeln können. Aber die Augenlieder sind kein so vollkommener Spiegel, daß das Bild gleiche Lebhaftigkeit mit dem Hauptbilde haben könnte. Wenn ich aber durch das Loch eines Cartenblatts sehe, so fällt kein Licht anf das Augenlied, und folglich auch nicht durch den Stern ins Auge. Ich weiß nicht, ob diese Erfahrung jemals beschrieben ist. Aber niemandem kann sie entstehen, dessen Augen einen viel grössern Ausschnitt haben, als die meinigen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXX (1-5) V.87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsch, Johann Georg, 1728-1800

Erfahrungen

Bd.: Zweiter Band

Hamburg 1790

Opp. 454-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603783-7
VD18 80113974-001